Die Geheimniſſe

des

Schlafes und des Magnetismus.

Enthüllung

der wunderbaren Urſache, welche dieſer Zuſtand im menſchlichen Leben bewirkt.

Aus der

zweiten Auflage des Franzöſiſchen des **A. Debay** überſetzt

von

Dr. Maurer.

Gratz, 1852.

Im Verlage bei J. Fr. Dirnböck und Mühlfeith.

Die erste Auflage dieses Buches, welche so schnell vergriffen ward, hatte als Titel: Hypnologie (Lehre vom Schlafe). Da aber der wissenschaftliche fremde Name die Freunde einer angenehmen leichteren Lecture abschrecken könnte, und überdieß die Unterhaltungen über den Magnetismus den Haupttheil des Werkes ausmachen, so wurde der neue Titel gewählt:

Die Geheimnisse des Schlafes und des thierischen Magnetismus.

In der That, Alles ist Geheimniß und Wunder, was wir in diesem Buche erzählen. Diese zweite Auflage enthält viele neue Thatsachen und Experimente, und vereinigt Alles, was das menschliche Leben an Seltsamen und Erstaunlichen während des natürlichen und magnetischen Schlafes bietet — ein unbekanntes aber wirkliches Leben, das der Physiologe und der Philosoph noch nicht haben begreifen können.

Diesem überraschenden Uebermaße von tiefen Mysterien, welche mit einer reizenden Eleganz des Styles dargestellt werden, hat der Verfasser eine kurze Erklärung des thierischen Magnetismus beigefügt, deren Klarheit allein im Stande ist, dem Publikum eine hinlängliche und längst verlangte Idee davon zu verschaffen.

Vom Schlafe.

Wenn die Nerventhätigkeit im Laufe des Tages und der Handlungen allmälig den nährenden Nervenstoff aufgewandt hat, so vermindern der Blutumlauf, die Wärmebildung und überhaupt alle Verrichtungen des Körpers ihre Energie und der Schlaf bereitet sich vor.

Die Augenlider sinken nieder, die Muskeln erschlaffen, die Gedanken verwischen sich allmälig und der äußere Reiz besitzt nicht mehr Kraft genug, um neue Ideen zu erwecken; die Quelle der Gedanken, das Nervencentrum, schweigt mehr und mehr; endlich sinken alle Organe in jenen Zustand der Ermattung, der Unempfindlichkeit, wo das Bewußtsein des Ich's sich verliert: dieß ist der vollständige Schlaf.

Aber nicht alle Organe verwenden eine gleiche Menge Nervenfluidum; das im wachen Zustande am meisten aufgeregte Organ, das Gesicht, welches also auch am meisten von diesem Fluidum verbraucht, begibt sich auch zuerst zur Ruhe, die übrigen Organe folgen im umgekehrten Verhältnisse ihrer Thätigkeit. Selten schlafen die Gehirnorgane zugleich und auf dieselbe nachhaltige Weise ein; fast immer wachen einige oder schlafen wenigstens nicht so fest als andere; dieß ist die Ursache der leichten Träume, welche verwirrt und flüchtig dem ersten Schlafe vorangehen. Bald aber überwältigt die Ermattung das ganze System und der tiefe Schlaf wird nun von gar keiner Bewegung der Gedanken mehr unterbrochen.

Nach längerer oder kürzerer Zeit, wenn die nie unterbrochene Ernährung wieder eine hinreichende Menge Nervenfluidum ins Gehirn ergossen hat, erheben die gestärkten Organe, von neuem gereizt, einen Theil ihrer Thätigkeit, dann beginnen die ersten Träume, dunkel, unzusammenhängend und rasch wechselnd. Allmälig steigert sich der Zufluß jener Flüssigkeit, die Ideen erwachen, beleben sich, treten in zahlreichere und geordnetere Verbindungen; der Traum wird geregelt und erscheint unter bestimmter Form. Der Schlaf hat in den Sinnes- und Geistesorganen die im Wachen erschöpfte Erregbarkeit erneuert, ihre Energie erhebt sich wieder. Man weiß wieder, daß man ist, wer man ist und wo man ist; allmälig erfaßt man wieder die Beziehungen der Vorstellungen, die Ideen treten in Verhältnisse, hellen sich mehr und mehr auf und man berührt die Grenze des wachen Zustandes.

Aber der Schlaf schreitet nicht immer mit dieser Regelmäßigkeit vorwärts; die meisten Krankheiten und besonders die Nervenleiden stören ihn mehr oder weniger, halten ihn auf oder verlängern ihn mehr oder weniger. Der erste dieser Zustände heißt **Agrypnie** (Schlaflosigkeit), unwillkürliches Wachen; der zweite hat den Namen **Cataphora** bekommen und von diesem werden wir hier allein sprechen.

Cataphora.

So heißt der schwere und tiefe Schlaf, dessen Andauer etwas Außergewöhnliches, etwas Erschreckendes an sich hat. Man kennt drei Grade desselben: das Coma, den Carus und die Lethargie. Das Coma ist eine unüberwindliche Schläfrigkeit, in welche der Kranke trotz aller Mittel immer wieder verfällt. Der Carus ist ein noch tieferer Schlaf: ein heftiges Geräusch, Zerrungen, selbst Eintauchungen können ihn nicht verscheuchen; er ist von dem vollständigen Verluste der Empfindung und der Bewegung begleitet.

Die Lethargie ist der höchste Grad der **Cataphora**, welche dann fast einer Unterbrechung des Lebens ähnlich ist.

In dem **Journal de medecine etc.** von 1754 treffen wir neben andern Beobachtungen auch auf die Geschichte eines Mannes, welchen man den Schläfer der Charité nannte. Sein Schlaf dauerte ein volles halbes Jahr; alles Schreien in's Ohr, Schütteln, Zupfen half nichts, er schlief fort und konnte nicht erweckt werden, als man ihn sogar in kaltes Wasser eintauchte.

Van Swieten berichtet einen Fall von einem fast gleich langen Schlafe. Der Schläfer wollte gar nicht glauben, daß seine Nacht so lange gedauert hatte, endlich besann er sich, daß er zur Zeit der Saat eingeschlafen sei und beim Erwachen befand er sich in der Zeit der Ernte.

Eine Frau auf dem Lande schlief regelmäßig die ganze Woche und erwachte nur am Sonntage; dann zog sie sich an, aß etwas und ging in die Kirche, nach ihrer Heimkunft legte sie sich schlafen, um erst wieder am folgenden Sonntage zu erwachen.

Ein Mann schlief ein, nachdem er den letzten Bissen seiner Mahlzeit zu sich genommen hatte, und erwachte dann regelmäßig erst den andern Tag zur selben Stunde, um sein einziges Mahl des Tages zu halten und pünctlich wieder einzuschlafen.

Eine Dame aus hoher Familie schlief 3 Jahre hinter einander, ohne eine andere Nahrung zu sich zu nehmen, als etwas Fleischbrühe, welche man ihr beibrachte, indem man eine Sonde durch die Nasenlöcher in die Mundhöhle führte, denn während ihres Schlafes ward ihr Mund krampfhaft geschlossen. Sie starb einige Minuten nach ihrem Erwachen.

Die medicinischen Zeitschriften enthalten Beispiele von so außerordentlichem Schlafe, daß man sie nicht glauben würde

wenn die Erzähler nicht vollkommen glaubwürdige Männer wären. So hat mancher Schlaf 24 bis 49 Tage gedauert und man sollte fast meinen, daß die Fabel von Epimenides, der 100 Jahre schlief, eine geschichtliche, nur übertriebene Thatsache sei.

Man kann die an dieser sonderbaren Krankheit leidenden Menschen fast mit den Thieren vergleichen, welche einen Winterschlaf haben, welcher eine wirkliche Lethargie ist. Ihr Athem und Blutumlauf sind unmerklich, Empfindung und Bewegung hören auf, man kann sie seciren, ohne daß sie ein Lebenszeichen von sich geben; so auch in der Krankheit der Lethargie: Lärmen, Stiche, Schnitte, Brennwunden, kurz die außerordentlichsten Mittel vermögen nicht diesen tiefen Schlaf zu unterbrechen.

Zum Schlusse dieses Capitels erzähle ich noch eine Thatsache, deren Wahrheit uns verbürgt ist. Ein Bergbewohner in den Pyrenäen lebte höchst dürftig mit seiner Frau, einem zornsüchtigen Weibe, welche in einem gewissen Alter öfters an dem krankhaften Schlafe (carus) litt. Vor jedem solchen Falle war die Frau reizbar und unverträglich; von Natur schon boshaft, ward sie dann immer noch mürrischer, jähzornig und schlug dann häufig ihren Mann; darauf verfiel sie immer in einen tiefen Schlaf und blieb darin 15 bis 20 Tage. Der arme Teufel blieb geduldig bei allen ihren Wuthausbrüchen und sagte sich, sie ist krank; man muß ihr verzeihen; nur sein Gesicht verbarg er mit den Händen, denn gerade gegen diesen Theil war die Bosheit des Weibes versessen.

Eines Tages fiel dem Manne der ungewöhnlich lange Schlaf mehr auf, und er rief einen Arzt, welcher sie für todt erklärte. Der arme Mann dankte Gott für diese Befreiung und ersuchte die Nachbarn, ihm einen Sarg zu verschaffen, da ihm das Geld dazu fehlte. Diese halfen ihm und trugen mitsammen in einem offenen Kasten das Weib zum Gottesacker. Unterwegs, auf einem Fußstege, ritzte ein überhängender Brombeerstrauch die Todte im Gesicht; sie schrie auf, die Träger lassen den Sarg fallen und laufen davon. Der Mann selbst getraute sich nach einigem Bedenken zurück zu kommen, und half der Frau in die Hütte zurückkehren. Das ganze kleine Thal war erschreckt und man getraute sich erst nach mehreren Monaten, der Todtgeglaubten ins Gesicht zu blicken.

Von nun an aber ward das Benehmen des Weibes fürchterlich und der Mann entfloh endlich, um nicht umgebracht zu werden. Als sich das Gerücht in der Runde verbreitete, daß die Frau eine

Hexe sei, welche nach Belieben sterben und wieder vom Tode erwachen könne, begab sich der Geistliche der nahen Kirche mit dem armen Manne, der ohne Heimat herumirrte, an Ort und Stelle und fand das Weib nun wirklich todt, die Verwesung war eingetreten. Niemand aber wollte sie zu Grabe tragen, bis sich zwei Soldaten, welche nach Hause kamen, dazu entschlossen. Der Mann folgte allein der Bahre und weinte, wie es herkömmlich ist, aber an der gewissen Stelle des Fußpfades bat er inständig die Soldaten, sich vor den Brombeeren etwas mehr in Acht zu nehmen.

Der Starrkrampf.

Der Starrkrampf ist eine plötzliche Unterbrechung der Sinnes- und Muskelthätigkeit, insofern sie von dem Willen geleitet werden: das Gehör aber und der Verstand bleiben ungestört. Die vom Starrkrampf Befallenen können daher die Lage nicht verändern, welche sie im Augenblicke des Anfalles hatten, die Glieder lassen sich widerstandslos von anderen Personen in verschiedene Lagen bringen und bleiben dann darin, der Mund ist stumm. Der Körper gleicht während des Anfalles einer unbeweglichen Statue; Athem und Puls sind bedeutend verlangsamt und oft ganz unmerklich.

Diese höchst seltene Krankheit soll mehr die Frauen als die Männer befallen; ein sehr merkwürdiges Beispiel entnehmen wir der **Gazette des hôpitaux** von Paris:

Madame N., eine reiche Frau, hing ein Körbchen an die Wand des Speisezimmers auf, als plötzlich ein Flintenschuß unter ihrem Fenster losging; in demselben Augenblicke verlor sie alle Bewegung und blieb wie versteinert stehen, einen Arm zum Nagel emporgehoben, den andern an die Wand gerichtet. Die Bedienten liefen auf den Schrei der Kammerfrau herbei und fanden die Dame in der bezeichneten Stellung, die Augen offen und starr, das Gesicht stumm und ruhig, ohne irgend einen schmerzlichen Ausdruck; man trug sie auf ein Ruhebett und versuchte vergebens sie zu beleben. Nach einer Stunde traten Convulsionen und Zahnknirrschen ein, die Augen verloren den starren Ausdruck und wurden feucht, endlich brachen Thränen aus und der Anfall war vorüber. Dieß geschah um 6 Uhr Abends.

Am folgenden Tage zur selben Stunde unterhielt sich Madame N., Blüthen von einem Orangenbäumchen zu pflücken; das Wetter war ruhig und nichts störte die völlige Stille um sie

herum. Da brachen dieſelben Anfälle aus; mit den beiden Armen erhoben zu den Zweigen, blieb ſie unbeweglich ſtehen. Wie geſtern ſo dauerte auch heute der Zuſtand eine Stunde und endete mit einem Thränenguße.

Dieſe Anfälle begannen täglich um dieſelbe Stunde und dauerten immer gleich lang durch volle ſechs Jahre. Kein Vorzeichen lief dem Zuſtande voraus; Madame N. ward plötzlich befallen und zwar in der verſchiedenartigſten Beſchäftigung und immer um 6 Uhr Abends. Sprach ſie eben, ſo blieb das Wort oft unvollendet auf ihren Lippen, die Augen richteten ſich ſtarr auf irgend einen Gegenſtand, der ganze Körper blieb vollkommen unbeweglich; die Glieder folgten jeder Lage, welche man ihnen gab. Um 7 Uhr kündigte ein tiefer Athemzug das Erwachen an, die Convulſionen und endlich die Thränen endigten die Scene. Mad. N. ſchien ſich übrigens ganz wohl zu befinden, ſie ſah ganz wohl aus, aß gut, verdaute leicht, nirgends fühlte ſie eine Störung ihrer körperlichen Functionen und ſelbſt ihr Geiſt litt nicht im geringſten.

Alle erdenklichen ärztlichen Methoden wurden gegen die Krankheit angewendet, aber ohne Erfolg. Nach 6 Jahren wurden die Anfälle kürzer und ſchwächer, aber in demſelben Grade, als der Starrkrampf abnahm, überfiel eine Schwäche die Beine und endlich trat eine vollſtändige Lähmung ein. Einige Monate nachher ging die Dame an Krücken; ſie hatte keine ſolchen täglichen Anfälle und nur eine ſonderbare Erſcheinung blieb davon zurück: alle Tage um 6 Uhr Abends beugte ſich der linke Ringfinger nach der hohlen Hand zurück und ließ ſich nicht wieder zurückbringen, bis es 7 Uhr war — ein merkwürdiger und untrüglicher Zeitmeſſer!

Es gibt eine Art Starrkrampf, welchen man den lethargiſchen nennen könnte, weil er weit über die gewöhnliche Zeit hinausdauert; dieſes furchtbare Uebel, mit allen Todeszeichen, hat oft zu traurigen Mißverſtändniſſen geführt. Die Haut wird kalt, das Auge gläſerig, der Puls ſchweigt, das Athmen hört auf; die Spiegelfläche, vor den Mund gehalten, trübt ſich nicht; alle Lebensthätigkeiten ſind aufgehoben, der Körper gleicht einem Leichnam.

Die Erzählung eines Falles in Spanien, der ſich vor einigen Jahren zutrug, wird hinreichen, um die Gefahren zu bemeſſen, welchen man ſich über ein voreiliges Urtheil über den Tod ausſetzt, wenn Perſonen vom Starrkrampfe befallen werden. Laſſen

wir hier das Mädchen selbst sprechen, welche fast das Opfer geworden wäre:

„Man hielt mich für todt; ich hörte die Klagen meiner trostlosen Familie und empfing das letzte Lebewohl meines Verlobten; die Schwester gab mir den letzten Kuß; der Sarg war geöffnet und sollte sich über mir schließen; nur der Rath des Arztes verlangte die Verzögerung der Beerdigung. Ich blieb 3 Tage auf dem Todtenbette ausgesetzt und mußte 3 Tage hören, was der Schmerz der Familie, deren Liebling ich war, Herzzerreißendes hat; Alles bis auf das geringste Geräusch um mich herum hörte ich; wie oft wollte ich mich rühren, schreien, seufzen, es war gänzlich unmöglich... Ich war körperlich todt, nur mein Verstand und Gehör hatten ihre Thätigkeit behalten; ich war gefaßt, lebendig begraben zu werden. Welche Angst, welche Qualen ergriffen mich!

Am Morgen des vierten Tages kamen der Arzt und zwei seiner Collegen, mich zu besichtigen. Sie untersuchten mich genau, hoben öfters meine Augenlider empor, welche sie am Augapfel rieben mit den Worten: Augensterne unempfindlich und verglas't, Kälte allgemein, Gesicht bläulich, grünliche Flecken am ganzen Körper; die sicheren Zeichen der Verwesung, man kann sie heute begraben. Meine Familie verließ das Zimmer, um den schmerzlichen Anblick meiner Einkleidung nicht zu sehen. Hierauf hüllte man mich in ein Leichentuch, legte mich in den Sarg und ich hörte den Hammer die Breter vernageln. In diesem furchtbaren Augenblicke machte ich zahllose Versuche, ein Lebenszeichen von mir zu geben — aber Alles war fruchtlos; ich begab mich also in den Willen Gottes und betete mit Inbrunst. Man trug mich zur Kirche, die Priester sangen um meinen Sarg herum, eine Stunde später senkten mich die Todtengräber in die Grube. Beim dumpfen Schalle der ersten Schaufel Erde, welche auf meinen Sarg fiel, durchzuckte mich ein Entsetzen, ich wollte schreien, die Verzweiflung erhöhte meine Kräfte, aber ich blieb unbeweglich und stumm. Bald aber sank ich in eine gänzliche Abgeschlagenheit und meine bis hierher ganz klaren Vorstellungen verwirrten sich, ich verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, heulte der Wind zwischen den Grabmälern des Kirchhofs, der Donner grollte mit Gewalt, der Sturm brach über mir los. Der Blitz schlug wahrscheinlich nahe bei mir ein, ich empfand eine heftige Erschütterung und glaubte zu fühlen, wie die Empfindung mir zurückkehrte.

Und nun hören Sie, welchem traurigen Umstande ich meine Rettung verdankte:

Mein Bräutigam hatte von dem Todtengräber mittelst einer Geldsumme die Erlaubniß erhalten, das Grab bis zum andern Tage offen zu lassen. Das fürchterliche Project beschäftigte seinen Kopf, sich um das Leben zu bringen, und mit mir im Grabe vereint zu werden. Um Mitternacht kam er wirklich, ich erkannte seine Tritte.

„Meine Anna!“ rief er, „Diego kann ohne dich nicht leben und wird bei dir sterben; möge Gott mir diese Handlung meiner Verzweiflung vergeben und unsere Seelen vereinigen.“

Ich hörte die Feder eines Gewehrs knacken, er wollte sich umbringen; plötzlich stieß ich einen heftigen Schrei aus, die Stimme war mir wiedergekehrt. Dieser Schrei, welcher in der schweigenden Nacht und in dem düstern Orte noch schrecklicher klang, betäubte Diego, das Gewehr entsank ihm und fiel mit ihm selbst auf meinen Sarg.

Beim ersten Tageslichte kamen die Todtengräber und hoben Diego auf; sie schlugen dann auf mein Seufzen den Deckel des Sarges ab und trugen mich zu meinen Verwandten zurück; mehrere unter ihnen hätten die heftige Erschütterung in Folge dieses Ereignisses bald theuer bezahlt. Mein Verlobter ward zu seiner Familie in einem Zustande gebracht, welcher fast schlimmer als der Tod war. Ich erholte mich bald mitten unter der Sorgfalt und Zärtlichkeit der Meinigen. Aber Diego schlug die Augen auf, um uns den Trost zu rauben, er war wahnsinnig geworden und ich konnte ihm den Verlust seiner Gesundheit nie wieder geben. Möge uns der Himmel einst glücklicher werden lassen.“

Es gibt ein anderes Leiden, welches einige Symptome mit der Lethargie oder mit dem Starrkrampfe gemein hat und vom Scheintode begleitet ist: die Dauer des Anfalls ist bald länger, bald kürzer; mit der Unmöglichkeit, sich zu bewegen, verbindet sich meist der Schlaf mehrerer Sinne, aber der Verstand und das Gehör bleiben thätig; trotz der Aehnlichkeit der Sinne ist dieß keineswegs der eigentliche Starrkrampf, da die Augen geschlossen sind und die Glieder sich leicht bewegen lassen, wie bei einem schlafenden Kinde; es ist dieß auch nicht die Lethargie, da das Gefühl und Gehör fortbestehen. Von dieser Krankheit können wir zahlreiche Beispiele anführen:

Ein Candidat des Baccalaureat, dessen Kräfte durch viele Arbeiten und Nachtwachen sehr erschöpft waren, fiel plötzlich in

einen Starrkrampf, welcher seine Familie sehr beunruhigte. Man konnte ihm in die Ohren schreien, ihn zwicken, zerren — er gab kein Zeichen von sich; das Athmen war fast unmerklich, das Gesicht ruhig und die Haut warm. So vergingen mehrere Tage. Eines Morgens, nach einigen Belebungsversuchen, welche an ihm seine jungen Kameraden anstellten, fragte einer derselben: Julius, ich wette, daß du mir die Wurzel von 2916 nicht nennen kannst! „54" rief der Kranke und erwachte auf einmal. Derselbe Kranke ward im Laufe des Jahres noch von mehreren solchen Anfällen bedroht, das sicherste Mittel, ihn zu erwecken aber war, ihm eine Aufgabe zu stellen, welche er mit überraschender Schnelligkeit löste. Die Unterbrechung der Studien, das Reiten, die Jagd und andere zerstreuende Beschäftigungen heilten ihn gänzlich.

Ein leidenschaftlicher Musiker, gründlicher Kenner seiner Kunst und begabt mit einem äußerst feinen Gehör, empfand Krämpfe und Zahnknirrschen, so oft man in seiner Gegenwart falsch spielte; dafür wieder konnte ihn die vollendete Aufführung eines Meisterwerkes in die vollste Verzückung versetzen. Diese außerordentliche Empfindlichkeit verursachte ihm zahlreiche Zufälle in seiner Gesundheit; oft mußte er das Bett hüten, wenn er Musik gehört hatte. Eines Abends nach einem Concerte der ersten Künstler der Hauptstadt versank er zu Hause in einen Schlaf, aus dem ihn kein Mensch reißen konnte; dieser Zustand dauerte 87 Stunden, bis ein Arzt, sein Freund, anrieth, in seinem Zimmer Musik zu machen. Einer der Besucher spielte sogleich Clavier, zwei Andere sangen ein Duo von Rossini. Alle Drei konnten das Stück nur sehr mittelmäßig aufführen. Nach einigen mit guter Mühe herabgelärmten Stellen mißglückte den Sängern ein Ton ganz ungewöhnlich. Der Kranke, bis hierher ganz unbeweglich, ward unruhig und schrie endlich: „Barbaren, müßt ihr denn so das Meisterwerk Rossini's schinden!" Er schlug die Augen auf und sah verdutzt seine vielen Freunde an.

Die Zeitungen haben viel von einer Weltdame gesprochen, welche wegen ihrer außerordentlichen Gabe berühmt war, Räthsel u. dgl. nichtssagendes Zeug zu errathen. Ein Familienverdruß und besonders der Verlust eines kleinen Hundes versetzten sie in eine Art falschen Starrkrampf; der Zufall half das Gegenmittel entdecken. Zwei Mädchen, welche an ihrem Bette wachten, spielten Räthsel mitsammen, um sich zu zerstreuen, und die Eine frug die Andere, was das sei: „Auf 5 Füßen stehend bin ich ein Licht, auf Vieren ein scheuslich Thier." „Funke — Unke" rief die Schla-

fende sogleich, seufzte tief auf und erhob sich fragend, wie lange ihr Schlaf gedauert habe? Es war der fünfte Tag. Des andern Tages schlief sie wieder ein; der Arzt ließ sie einige Stunden schlafen, und dann ward sie wieder mit einem Räthsel erweckt; in diesem Zustande war ihr Scharfsinn noch merkwürdiger als sonst.

Diese Beispiele, deren es zahllose gibt, können beweisen, welche große Vorsicht und Zögerung man der Erklärung eines Todtenfalles vorhergehen lassen soll, und so haben die Meister der Kunst behauptet, daß ein einziges Symptom geltend bleibe: die Verwesung.

Wir schließen diesen Artikel mit der Bemerkung, daß alle Wesen Schlaf besitzen, nicht bloß der Mensch und das Thier: auch die Pflanze schläft. Der Schlaf ist also ein Bedürfniß der Existenz und kein Geschöpf kann sich ihm entziehen.

Nachdem wir nun die ungewöhnlichen Erscheinungen des Schlafes behandelt haben, kommen wir zu dem Traume, zu diesem merkwürdigen, flüchtigen Phänomene des Ruhezustandes der lebendigen Wesen.

Vom Traume.

Der Traum ist die mehr oder weniger Darstellung der Eindrücke, welche wir im wachen Zustande erlitten haben; eine genaue, deutliche oder dunkle und verwirrte Erinnerung dessen, was wir gethan, gewünscht und gedacht oder gefühlt haben.

Gefühle und Ideen sind die nothwendige Ursache der Träume, daher ist der Schlaf des Kindes ein vollständiger Ruhezustand; der angeborne Mangel eines Sinnes bringt mit sich den Mangel von Träumen, welche sich auf diesen Sinn beziehen: so kann der Blindgeborne in seinen Träumen nicht sehen.

Es gibt Träume, welche eine wunderbare Wahrscheinlichkeit zeigen; die Handlung wird bis in die kleinsten Bewegungen hinein ausgeführt; Gestalten, Zeit, Orte, Farben, Töne, nichts fehlt, Alles geschieht mit Pünctlichkeit, mit einer wunderbaren Bestimmtheit: sie heißen helle Träume. Andere hingegen sind unzusammenhängend, sonderbar, abgebrochen und hinterlassen beim Erwachen nur verworrene, halbverwischte Eindrücke zurück: dunkle Träume.

Die Reihenfolge von Bildern entsteht, verschwindet und erneut sich während des Traumes nach den Gesetzen der Verbindung unserer Vorstellungen. Im Zustande des Wachens, bei der Be-

trachtung eines Gegenstandes, liefert dieser uns meist mehrere Gesammtbilder, zusammengesetzte Vorstellungen und ruft mehrere andere solcher Vorstellungen in uns hervor; so der Anblick einer schönen Frau erweckt Ideen von anderen solchen ehemaligen Eindrücken — und wenn wir uns die Mühe geben wollten, die Producte einer Viertelstunde noch einmal durchzugehen, so würden wir erstaunen, mit welcher Schnelligkeit und Fülle in so kurzer Zeit unser Geist belebt ward; wir meinen dann oft Jahre lang gelebt zu haben.

Das Gedächtniß ist die thätigste Geisteskraft während des Schlafes; dann kommt die Einbildungskraft und das Urtheil erst zuletzt. Von diesem letzteren können wir oft keine Spur im Traume erkennen.

Wir geben in dem Folgenden das Wesentlichste der Regeln, nach welchen der Traum sich bildet:

Ein Traum verlangt die Thätigkeit mehrerer Gehirntheile, daher ist auch der erste Schlaf, besonders bei schwer arbeitenden Personen, eine vollständige Ruhe. Wacht ein einziges Organ, so kann der Traum alle Vorstellungen durchlaufen, welche diesem Organe eigen sind; erst mit der Erweckung anderer Organe wird der Traum klar, fortlaufend und nimmt den Ausdruck der Wahrheit an. Und nun vergesse man nicht, daß die Thätigkeit des Verstandes, wenn keine äußern Eindrücke sich dreinmischen, oft eine wunderbare Schärfe entwickelt, eben weil sie auf sich selbst concentrirt wird; dann schließt der Mensch oft in die Zukunft mit einer richtigen Vorahnung, welche kein Augenblick des wachen Lebens erreicht.

Oft aber und zwar meist nach übertriebenen Anstrengungen, einem Gewaltmarsche z. B., fliegen dann nur rasch und ohne Zusammenhang einzelne Bilder durch die Seele, welche beweisen, daß bald die eine, bald die andere Seelenkraft auf Augenblicke erwacht.

Eine einförmige Tagesarbeit, besonders des Geistes, z. B. der Schriftsteller, hat oft das Gehirn in eine solche ausschließliche Thätigkeit versetzt, daß alle andern Ideen sich daneben nicht zu behaupten vermögen und daß daher solche Männer im schnellen Fluge auch im Traume fortschaffend, mit bewunderungswürdiger Schärfe dichten, Reden ausarbeiten, Aufgaben lösen, welche nur in den Augenblicken der höchsten Begeisterung ihnen möglich werden.

Aber eine Menge von Einflüssen des Geschlechtes, Alters, Temperaments, der Umgebung, Verhältnisse, Gesundheit und Krankheit bestimmt oft die Bildung des Traumes.

Eine strotzende Gesundheit, im Besitze voller Kraft, ohne Störung der Ruhe von Außen und im Gemüthe, belebt den Traum mit leichten, friedlichen und angenehmen Gestalten; in Krankheiten werden wir von schweren, ermüdenden, peinlichen, oft häßlichen und erschreckenden Träumen geplagt.

Wir sagten, daß die Wahrnehmungen, die leichten Eindrücke des vergangenen Tages im Traume oft eine größere Gewalt ausüben, als sie im Wachen besaßen, besonders wenn ein Organ litt oder allein angestrengt war. Dieser Zustand des menschlichen Organismus ist die gewöhnliche, denn es ist selten, eigentlich unmöglich, daß die menschliche Seele mit dem Leibe in dem Zustande der vollkommenen Ruhe sich befänden.

So kann je nach dem Grade der geistigen Unruhe oder der körperlichen Schmerzen die Empfindung eines Flohstiches sich bis zu der eines Degenstiches steigern; ein leises Klingen kann uns wie fürchterliches Sturmläuten erscheinen. Dann treten die gewöhnlich verwandten Vorstellungen dazu: mit dem Sturmläuten hören wir den Ruf zur Hilfe, zu den Waffen und der Schläfer sieht dann die Volkshaufen in Aufruhr rennen, Schrecken in den Gesichtern; die Feuersäule erhebt sich, die Dampfwolken qualmen auf und mit dem Getöse des Sturzes bricht das Bild des Jammers über unsere geängstigte Seele zusammen.

Dann wieder bei kranken, traurigen Personen erweckt der leise Klang die schwarzen Leichenzüge mit der Klage der Trauer, die Priester singen feierlich, und oft öffnet sich dann der Sarg und ein Leichnam mit den fleischlosen Armen, den starren Blicken und der erdfahlen Farbe erhebt sich, Alles flieht, er selbst will fliehen, die Glieder werden von Schrecken gelähmt und das Gespenst greift mit seinen klappernden Fingern nach dem armen Träumer, welcher endlich nur in Folge seiner Anstrengungen zu schreien aus dem qualvollen Zustande erweckt wird.

Nervöse Personen werden oft durch leise Eindrücke in ein Meer von Vorstellungen geworfen, die vielleicht allen Reiz der Schönheit oder alle Schrecken eines Alpdrückens ihm bereiten.

Ich habe vor einigen Jahren ein bleichsüchtiges, nervöses Mädchen gekannt, welche ein Opfer der Unvorsichtigkeit ihres Beichtvaters ward. Der geistliche Herr hatte ihr unglücklicherweise ein so schauderhaftes Bild der Hölle vorgemalt, daß das

arme Kind zitternd und wie blöde nach Hause kehrte. Im Traume kehrte ihr jenes Bild nur noch schrecklicher wieder; sie erblickte nur Knochen, Teufel, Martern, roch Schwefel und hörte nur Jammern und Zähneklappern; Ungethüme peitschten sie und gabelten sie mit ihren Hörnern auf. Endlich erwachte sie, aber in einem elenden Zustande. Die Verwandten, durch ihre Angstrufe geweckt, suchten sie vergebens zu trösten und zu beruhigen. Nach 4 Nächten solcher Qualen, gegen welche man kein Mittel fand, unterlag das Kind einem hitzigen Fieber, einer Folge der Gespensterfurcht.

Die Frauen werden nie träumen, männliche Gefühle zu haben, noch auch die Männer von den Zuständen der Schwangerschaft. Je nach Stand, Beruf, Stellung in der Gesellschaft und Lebensweise sind Sinne und Seele verschiedentlich ergriffen. Der arme Mann träumt nicht wie ein König; der Thor hat keine Träume des Genies und der Ackersknecht wird nicht in den Genüßen und Leiden des delikaten Musikers seine Nächte verträumen. Die Bewohner der heißen Gegenden, welche ihre Heimat nie verließen, werden nie in ihren Träumen die Majestät der Alpen und der Gletscher oder der ewigen Polarflächen sehen.

Ein abgestumpftes oder gefühlloses Geschöpf, oder ein ruhiger Mann mit dem Taubenblut wird nie von Haß, heftigen Streit, wahnsinniger Liebe und trostloser, wilder Verzweiflung in seinen Träumen herumgeschleudert werden.

Der Greis wird von Hoffnungen, Neigungen und Ehrgeiz nicht mehr erregt, sein kurzer Schlaf bietet ihm zuweilen Bruchstücke aus der Vergangenheit, Nachklänge aus seinen schönen Jahren, welche allein in seiner Seele noch zittern, unüberstimmt von den matten Eindrücken des späteren Lebens.

Das reife Alter lebt auch im Traume nur für seinen Ehrgeiz, für seine Familie und Pläne — aber die närrische lachende Jugend wird in ihren Nächten von dem heißen Blute, von den frischen Nerven geschwellt. Die Ruhe der Seele wird so selten auf längere Zeit gestört. Auf den Spitzen der Ereignisse nur eilt das flüchtige Gedächtniß dem Spiele einer glänzenden Einbildung nach, dem Lächeln der vielverheißenden Liebe. Oft schließt man dann, schon erwacht, wieder die Augenlider, um dem Gewimmel der glücklichen Bilder nachzueilen, und wir suchen oft am Tage die Einsamkeit, um die Gestalten um uns her zu vereinigen. Wer hat sie nicht später oft mit Wehmuth vermißt, diese golde-

nen Träume der Jugend, welche uns entschlüpften, ohne daß wir es uns gestehen wollten.

Der Alp.

In allgemeinen Zügen wollen wir die Ursachen, die Art des Vorkommens und die traurigen Wirkungen desselben bezeichnen:

Von allen schlimmen Formen des Schlafes ist das Alpdrücken die ermüdendste, schmerzlichste, und sie hat auch bei allen Völkern eine merkwürdige Rolle gespielt; alte und neue Völker, rohe und gebildete haben für diese Erscheinung eigene Namen, oft mehrere, alle aber bezeichnen sie gespenstische Wesen, fürchterliche Nachtgestalten.

Das Alpdrücken ist also ein peinlicher Traum, in welchem mit einer schrecklichen Erscheinung sich das schmerzliche Gefühl der Erstickung verbindet; wo die Unmöglichkeit, sich zu vertheidigen oder sich aus der drohenden Gefahr zu ziehen, mit dem Gefühle der Angst und des Schreckens zugleich vorkommt; man sieht Ungeheuer, scheusliche Fratzen, blutige Leichname, einherschreitende Gerippe, kurz alle Gestaltungen, mit deren Erfindung sich die abergläubische dümmste Volksclasse unterhält und foltert. In den widerlichsten Stellungen tanzt die Horde der Ungethüme unter gellendem Gelächter um den Schlafenden herum, setzt sich auf sein Bett, blickt ihn an, bald starr, bald Fratzen schneidend, zähneknirschend, mit den dürren Knochen klappernd; dann stürzen sie sich plötzlich auf die Brust, pressen sie zusammen, saugen an den Brüsten der Träumenden und reizen zu den ekelhaftesten Gelüsten und schändlichsten Zärtlichkeiten auf. Plötzlich fühlen wir uns dem Ersticken nahe, wir wollen schreien, die Stimme versagt uns, wir strengen uns vergebens an, um uns von der Last zu befreien, welche uns zu zermalmen droht. Endlich erwachen wir keuchend, zerschlagen, mit Schweiß bedeckt, die Augen suchen ängstlich einen Lichtschein, um den Rest der fürchterlichen Bilder damit zu verscheuchen.

Es scheint, als ob der Mann in diesem Zustande zuweilen mit seinem Gewichte ein anderes Wesen erdrücken sollte, während die Frau eher erdrückt werden zu sollen scheint.

Als eine Ursache dieses Zustandes wird ein heftiger Eindruck, eine starke Erschütterung des Gehirns während des Wachens betrachtet, wie er von einem entsetzlichen Auftritte herrührt, wo-

bei wir Zeugen oder handelnde Personen waren. Der Anblick eines scheuslichen Bildes, eine leidenschaftliche Erzählung grauenvoller Geschichten ergreifen das Gehirn und bereiten jenen Zustand vor; aber die häufigsten Ursachen liegen in einer Kränklichkeit des Menschen. Ein Gehirnleiden ruft die wunderlichsten und belebtesten Träume hervor; die Gegenstände nehmen die unglaublichsten Farben und Gestalten an; die Figuren bewegen sich auf die ungewöhnlichste Weise und der Geist wird in eine andere Welt versetzt; man behauptet sogar, daß der Maler Callot seine Teufelsbilder in einer Gehirnkrankheit erfunden habe; von Tartini weiß man es gewiß.

Je nach dem verschiedenen Organe, welches leidet, nehmen diese Träume auch eine andere Form an.

In den Brustkrankheiten, bei Herzfehlern und Störungen in den großen Adern sind die Aengsten so mächtig, so vielfach, daß man erwachend auffährt, in kaltem Schweiß gebadet; der Athem ist kurz, beengt, und lange nach dem Wachen beherrscht den Kranken noch eine Bangigkeit und ein Erstaunen.

Das Alpdrücken in Folge von Leiden der Verdauungsorgane ist am häufigsten, besonders in den Fällen von schwerer Verdauung. Zuerst äußert sich eine Schwere in der Magengegend, die Beklemmung nimmt zu und wird unausstehlich; dem Ersticken nahe, will man schreien, fliehen, aber Stimme und Kräfte versagen und man muß den peinlichsten Zustand bis zum Erwachen aushalten.

Je stärker die Ursachen sind, desto gewaltsamer zeigt sich das Alpdrücken; eine unrechte Lage im Schlafe, die Erkältung eines Theiles des Körpers, Hunger, Durst, rheumatische Schmerzen, ein krankhafter Vorgang in dem Innern eines Organs u. s. f. können ganz verschiedene Zustände hervorbringen, welche sämmtlich die Haupteigenschaften des Alpdrückens haben.

Galenus spricht von einem Manne, der seit Jahren an heftigen Nervenschmerzen am Beine litt. Nach einem starken Anfalle, der von Schlaflosigkeit begleitet war, kühlte sich der aufgeregte Körpertheil etwas ab, die Schmerzen ließen nach und der Kranke schlief ein. Nach einem mehrstündigen unruhigen Schlafe träumte ihm, daß sein Bein von Marmor sei; beim Erwachen war das Glied gelähmt. Dabei erinnert man sich wohl an den Traum Jakobs, dessen Schenkel von einem Engel abgetrocknet ward, als er den ersten Sprossen der geheimnißvollen Leiter bestieg.

Ein Schuster litt lange an einem Uebel am rechten Auge und träumte endlich, daß ein Affe ihm das Auge ausbohrte; ein heftiger Schmerz erweckte ihn dabei; er entdeckte mit Schrecken, daß er das Licht des rechten Auges verloren hatte.

Eine Frau war in einer kalten Nacht, den einen Arm aus dem Bett heraushängend, eingeschlafen; unwillkürlich hatte sie im Schlafe den kalten Arm auf die Brust geführt und sie träumte daher, einen Leichnam zu umarmen.

Es gibt solche wüste Träume, welche uns durch die scharfe Zeichnung der Gestalten in Erstaunen versetzen, und sich daher dem Gedächtnisse so fest einprägen, daß wir lange Zeit das Bild und den Schrecken nicht aus der Seele bringen; besonders sind daher hysterische, hypochondrische Personen, junge, furchtsame Leute sehr dem Alpdrücken ausgesetzt; Menschen, welche leicht erschrecken, abergläubisch und leichtgläubig sind; solche Träume schlagen oft sehr nieder; umsonst strengt man sich dann an, die düsteren Bilder aus der Seele zu scheuchen; sie kommen immer wieder und erscheinen dann wie eine geheimnißvolle Vorahnung, die sich leider manchmal verwirklichen und wie prophetische Zustände gefürchtet werden; oft werden ganze Familien durch mehrere Generationen hindurch damit gequält und in der That oft schwer damit geschlagen.

Jos. Franck erzählt: Eine adelige Dame von 20 Jahren, von skrophulöser Constitution, erwachte in einer der ersten Nächte ihrer Schwangerschaft mit einem Schrei des Entsetzens und erzählte zitternd ihrem Manne einen Traum, den sie eben hatte. Es kam mir vor, sagte sie, als wäre ich in einer Kirche in die Gruft hinabgestiegen; dort sah ich eine Frau auf einem offenen Grabmale sitzen, welche zwei Kinder säugte; als ich bei ihrem Anblicke erschrack, rief sie mir zu: Beruhige dich mein Kind, denn ich bin dein Vorbild; wenn du zwei Söhne wirst geboren haben, wirst du an meiner Statt hier schlafen. Der Mann gab sich alle Mühe, um den tiefen Eindruck zu zerstören, welchen der schreckhafte Traum in ihr hervorgebracht hatte, es half nichts. Seine Frau, von Kindheit auf mit Gespenstergeschichten und Geistererzählungen erfüllt, verfiel in einen düstern Trübsinn, besonders als die Entbindung herankam. Endlich erschien der Tag und die Hebamme erklärte nach der Geburt eines Kindes der Mutter der jungen Frau, daß man noch eine Geburt zu erwarten habe. „Lassen Sie das meine Tochter nicht ahnen!“ rief die kluge Frau — aber es war unmöglich, diesen Umstand der kran-

ken Dame zu verheimlichen und dieſe Unglückliche ſchrie verzweifelnd: „Mein Traum geht in Erfüllung!“ In der That raffte ſie das Kindbettfieber nach einigen Tagen ſchon hin.

Ein anderes Beiſpiel eines Traumes, der mit einer Hallucination verknüpft war, iſt das folgende:

Ferdinand M., ein Mann von reifem Alter, von feſter und nervöſer Conſtitution, pflegte jährlich einige Zeit bei einem Jugendfreunde zuzubringen und zwar zur Zeit der Kirchweihe. Dieſer Letztere, Fabricius R., befand ſich das letzte Mal unwohl, vergaß aber vor Freude, ſeinen Freund zu ſehen, das Leiden, ohne es ſeinem Freunde ganz verbergen zu können. Beim Abſchiede äußerte dieſer ſeine Beſorgniſſe und gerieth ſchon auf der Reiſe in eine bange Traurigkeit, deren Urſache er ſich nicht wohl erklären konnte. Zu Hauſe angekommen, hatte er einen peinlichen Traum. Er erblickte einen Sarg, den man eben aus dem Hauſe ſeines Freundes heraustrug, gefolgt von der Familie desſelben in Trauer. Er wandte ſich an eine Perſon aus dem Gefolge, um den Namen des Verſtorbenen zu erfahren. „Sind Sie denn gar ſo wenig betroffen von dem Unglücke, daß Sie nichts von dem Tode Ihres Freundes wiſſen?“ rief dieſe Perſon aus. Darüber erwachte er und konnte vor Fieber nicht mehr ſchlafen.

Tags darauf konnte Ferdinand faſt die Berufsgeſchäfte nicht verrichten; er war zerſtreut, traurig, unruhig; alle Mühe, ſich aus dieſem Zuſtande herauszureißen, war vergebens, der Traum ging ihm nicht aus dem Kopfe und des Nachts endlich ſetzte er ſich, um ſeinem Freunde zu ſchreiben. Da klopfte es an die Thüre; er ſtand auf und öffnete, das Licht in der Hand, die Thüre — da ſtand ſein Freund. „Mein Gott,“ rief Ferdinand, ſetzte ſein Licht nieder, um ſeinen Freund zu umarmen, „ich ſchrieb Dir eben, um....“ Da wandte er ſich um, die Arme ausgebreitet, aber Fabricius war verſchwunden. Rufen und Suchen war fruchtlos, Niemand hatte einen Mann geſehen. Ferdinand trat in ſein Zimmer, mit heißem Kopfe, ſein Weſen wie zerſtört. Er fragte ſich wiederholt, ob das nicht Alles ein Traum war, eine Täuſchung ... aber er war wach, er hatte ſeinen Freund geſehen, ſeine Sinne konnten ihn nicht auf dieſe Weiſe täuſchen. Er entſchloß ſich ſogleich abzureiſen und war noch in ſelbiger Nacht auf dem Wege zu ſeinem Freunde.

Dort angelangt, fand er die Familie in Thränen, man ſagte ihm, daß ſein Freund den Abend vorher begraben worden ſei.

Der Traum eines gefühlvollen Jugendfreundes läßt sich erklären, aber jenes Gesicht? Wir versuchen am Ende der Abhandlung uns diese Täuschung begreiflich zu machen. Zu diesem Zwecke führen wir hier noch einige Beispiele an:

Ein argwöhnischer Ehemann spazierte auf dem Lande; unter einem Baume setzte er sich nieder, zog ein Buch aus der Tasche und schlief endlich im Lesen ein. Im Traume sah er einen jungen Mann in den Armen seiner Frau; er erwacht, eilt nach Hause, springt über den Gartenzaun und nähert sich einem Gartenhäuschen, worin seine Frau oft sich aufhielt. Ohne Geräusch lehnt er eine Leiter an und findet seine Frau mit dem jungen Manne, so wie er geträumt hatte. Der Mann hatte Geist genug, um keinen Lärmen zu machen, begab sich ohne zu sprechen auf seinen Spaziergang zurück und hing mehr dem sonderbaren Traume als dem Unglücke seiner Ehe nach.

Ein Mädchen wußte seine leichtgläubige Mutter zu bereden, daß diese ihr gestattete, in einem Zimmer ebener Erde zu schlafen, dessen Fenster in den Garten ging; das Mädchen wollte am frühen Morgen Vögel fangen. Die Mutter ahnte nichts, bis sie endlich einen Traum hatte, wo sie einen jungen Mann zum Fenster hineinsteigen sah. Sie eilte erschreckt hin, öffnete leise die Thüre und fand die Bescheerung. Zum Glück fiel ihr gleich ein, Thür und Fensterladen zuzuschließen, und so fing sie den Vogel, welcher zu einer Heirat sich entschließen mußte.

Eine andere Mutter sah im Traume ihr Kind, das einer Amme übergeben worden war, begraben. Ohne sich zu bedenken, eilt sie hin, läßt das Kind ausgraben, das man eben in das Grab gesenkt hatte, zerschlägt selbst den Deckel und eilt mit dem Kinde zum Arzte, welcher es wirklich in's Leben zurückrief.

Der Adjutant eines Generals hatte mit der Frau desselben ein zartes Verhältniß und träumte in ihren Armen, daß der General mit dem Degen über ihn herfalle, um sich zu rächen; er erwachte und erzählte der Dame den Traum. Diese lachte laut auf und beruhigte ihren Geliebten mit der Versicherung, daß ihr Mann 100 Meilen weit entfernt sei. In derselben Nacht wiederholt sich der Traum, jetzt aber kann er entfliehen; er thut es und verbirgt sich unter der Toilette seiner Geliebten; in einem Spiegel daselbst erschrickt er bei dem Anblicke seines erbleichten Bartes und Haares. Er erwacht, geht zu einem Spiegel und sieht, daß der letzte Theil seines Traumes sich erfüllt hatte.

Eine der elegantesten Damen von Paris, geistreich und viel genannt, erlitt einen Vermögensverlust durch einen betrügerischen Bankerott; dieser Schlag kümmerte sie mehrere Jahre so, daß selbst die Zerstreuungen in Paris sie nicht von diesen Gedanken ablenken konnten. Einmal kam sie von einer Abendgesellschaft zurück, wo man sich viel über prophetische Träume unterhalten hatte, worunter mehrere sehr merkwürdige erzählt wurden. Noch ganz in Gedanken an diese Träume schlief sie ein und träumte Folgendes:

„Sie machte eine Lustparthie nach einem reizenden Landhause; nachdem sie vom Wagen gestiegen war, ging sie zu Fuß die Allee durch den Garten zum Gebäude hin und begegnete einer alten Frau, welche einen Affen auf der Schulter trug; sie warf dieser ein Geldstück zu. In dem Saale erkannte sie unter den Gästen den Betrüger, welcher sie um ihr Vermögen gebracht hatte; der Mangel an Rücksicht für sie, welchen der Hausherr begangen hatte, indem er sie mit dem Nichtswürdigen zusammengebracht hatte, beleidigte sie und sie verließ das Fest. Auf dem Wege zum Wagen zurück fand sie wieder die Alte mit dem Affen, umgeben von mehreren Weibern, denen sie Papierchen austheilte, auf welche der Affe Zahlen geschrieben hatte. Madame N. erkundigte sich nach dem Zwecke der sonderbaren Beschäftigung und erfuhr, daß der Affe Nummern aufschreibe, welche in der nächsten Ziehung herauskommen würden. Madame N. gab ein neues Almosen und sogleich schrieb der Affe auf einen Zettel anstatt der Ziffern folgende Worte:

„Meine Kunst beschränkt sich bloß auf Extracts und Amben; Madame braucht aber eine Quinterne, um den erlittenen Verlust zu ersetzen. Wenn die Dame aber in das Narrenhaus nach Bicêtre gehen wollte, so würde sie dort in der Zelle Nr. 3 im östlichen Flügel einen berühmten Astrologen finden, der die wunderbarsten Geheimnisse erräth; nach einigem Zögern und üblen Launen wird er ihr 5 Nummern notiren, welche in das System geworfen unfehlbar werden gezogen werden."

Madame N. erwachte, erstaunt über diesen Traum; sie erzählte denselben ihren Freunden des andern Tages, und man beschloß trotz alles Lachens darüber, in's Bicêtre zu fahren, und sei es auch nur des Ausfluges wegen. In Gesellschaft mehrerer jungen Leute flogen die Wägen in's Spital, die Directoren beeilten sich, mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit ihre Anstalt zu zeigen; als man in die östliche Abtheilung gelangt war, fragte Mad. N., ob nicht in Nr. 3 ein Narr untergebracht sei, welchen

man den Astrologen heiße. Man bejahte dieß und führte die Gesellschaft vor die Zelle des Kranken. Nach einigen nichtssagenden Fragen trug die Dame dem Narren kurzweg ihr Anliegen vor. „Nummern?“ rief der Astrolog aus, „wissen Sie, wann der Mond im Meridian steht?“ „Nein.“ „Das thut mir für Sie leid; kommen Sie, wenn Jupiter und Venus in Conjunction stehen werden.“ Die Gesellschaft mußte lachen. „Aber wir möchten es gleich wissen.“ „Die Sache ist wichtig, ich muß mich sammeln. Geben Sie Acht, prüfen Sie mein Gesicht, ob Sie in demselben nicht eine Aehnlichkeit mit irgend einem Zeichen des Thierkreises antreffen werden.“ Und dabei schnitt er die fürchterlichsten Fratzen, so daß Alles von Neuem lachte. „Ah, Sie lachen bei einer so ernsthaften Frage,“ rief der Narr. „Wohlan, guten Abend, mögen die Plejaden Ihnen die Stirne krönen und der Ring Saturns Ihren Finger schmücken.“ Hierauf kehrte er ihnen den Rücken zu und zeichnete Sternfiguren an die Wand seiner Zelle.

Madame N. hatte bemerkt, daß der Narr Tabak schnupfte; sie nahm aus der Tasche eine schöne kleine Dose und reichte sie ihm dar. Unser Mann ward sichtlich gerührt, er ergriff ein Stück Papier, schnitt es in fünf Streifen und reichte diese sammt einem Bleistifte Madame N. hin.

„Sie sind in meinen Augen ein so liebliches Wesen, ein so liebenswürdiges Geschöpf, wie die göttliche Berenice, es wäre unhöflich, Ihnen den Wunsch abzuschlagen, den so sanft Ihr hübscher Mund ausspricht; ich will Ihnen willfahren. Berenice hatte die Blumen von 21 Frühlingen gesehen; Sie haben, wenn ich mich nicht irre, die Vergnügen genossen und zählen mehr Jahre als Berenice, wollten Sie wohl so gütig sein, mir zu sagen, wie alt Sie sind?“ „25 Jahre.“

„25 Jahre der allgemeinen Verehrung Ihrer schönen Augen und 21 Jahre machen zusammen 46, das Alter ernster Studien und der Weisheit, wo Copernicus sein unsterbliches System erfand, schreiben Sie 46 auf das eine Papier. Die Entfernung der Sonne und des Merkurs beträgt 13 Millionen Meilen, schreiben Sie 13 auf ein anderes; hieraus folgt, daß die Sonne vom Merkur aus gesehen dreimal größer ist, als wir sie von der Erde aus sehen, schreiben sie 3; die Wärme muß daselbst siebenmal größer sein, schreiben Sie 7. Und da dieser Planet fünfmal so dicht sein muß als die Erde, um nicht geschmolzen zu werden, da die Sonne ihm näher ist, so schreiben Sie endlich 5, und sind Sie nun mit dem Quinterno zufrieden, meine schöne Dame?“

„Vollkommen zufrieden, und ich weiß Ihnen für Ihre Artigkeiten kaum zu danken.“

„Sie müssen wohl an größere Schmeicheleien gewohnt sein; aber Sie sind nicht hergekommen, um auf der Ebene des Himmels zu wandeln, Sie wünschten Nummern zu wissen, und es ist nicht genug, sie Ihnen gesagt zu haben, ich muß Sie auch überzeugen, daß sie herauskommen müssen. Wollen Sie mir die Papiere herreichen, ich will Ihnen die Gewißheit verschaffen.“

„Madame N. langte sie ihm hin und der Astrolog breitete sie auf den Boden in einer sonderbaren Anordnung aus und fragte von Neuem: „Sie wollen durchaus, daß sie herauskommen, nicht wahr?“ „Ja,“ versetzte die Dame, welche auf jede seiner Geberden aufpaßte. Hierauf ergriff er seinen Stab, beschrieb drei magische Zirkel in der Luft, sprach dabei geheimnißvolle Worte, machte mehrere kabalistische Figuren damit um die Papiere, rollte diese zusammen und verschluckte sie, eines nach dem andern; nach dieser Operation schnitt er wieder die schauerlichsten Grimassen, näherte sich wieder der jungen Dame und sagte vertraulich: „Madame, sprechen Sie morgen wieder vor, die Nummern werden dann aus dem System herausgekommen sein.“ Ein helles Gelächter der Gesellschaft gab dem pfiffigen Narren das beste Zeugniß seiner angenehmen Unterhaltung und mehrere Tage unterhielt man sich in Paris von der lustigen Geschichte.

Wir könnten zahllose Beispiele von Träumen anführen, welche genau in Erfüllung gingen: von Soldaten, welche ihren Tod in der nächsten Schlacht voraussahen, von armen Teufeln, welche vorher träumten, wie man ihnen den Rest nehme oder Erbschaften hinterlasse — aber die vorhergehenden Proben werden deutlicher das merkwürdige Spiel der Träume und Hallucinationen bezeichnen.

Die Thätigkeit des Gehirns ist in diesen Fällen ohne Zweifel die Quelle der Träume, und die Erfüllung derselben ist dann nicht das Werk des Zufalls, wie man gewöhnlich glaubt. Die Gesetze, welche die belebte und unbelebte Masse in Bewegung setzen, sind noch lange nicht vollständig bekannt; das Wort Zufall ist ein Geständniß der Unwissenheit über gewisse Erscheinungen und sehr bequem.

Wenn der Leser das, was wir bisher berichtet haben, wohl aufgefaßt hat, so wird er in der Verbindung der Ideen allen Anhalt finden, um dann aus physischen Einflüssen (z. B. Kälte, Krankheit, Lage ꝛc.) oder moralischen Eindrücken, welche das

Nervensystem lebhaft erschüttert haben, sich die merkwürdigen Träume zu erklären. Dann gibt es aber so närrische und seltsame Träume, welche so weit von jeder Wahrscheinlichkeit entfernt sind, so wie von jedem möglichen Ereignisse, daß auch der scharfsinnigste Geist sich umsonst bemühen würde, um die Ursache davon zu entdecken. Jedoch darf man nicht vergessen, daß unser Gedanke schneller als der Blitz alle Räume durchfliegt und die Einbildungskraft ein wunderliches Vorrecht besitzt, die unsinnigsten Gestalten zu schaffen, und wir dürfen daher die Erscheinungen des Schlafes oft auf solche Launen der Phantasie zurückführen.

Aber es gibt zwei andere Arten von Träumen, den somnambulen und den magnetischen, an denen wir nicht so leicht vorbeikommen.

Der somnambule Traum kann nur aus einer periodischen Krankheit des Gehirns hergeleitet werden, in welcher der Schlaf weit tiefer ist, als im gewöhnlichen Zustande; nur ein ziemlich starkes Geräusch kann ihn unterbrechen. Die Träume lassen alsdann keine Spur im Gedächtnisse zurück, rühren zuweilen von einem örtlichen Eindrucke her, andere Male von einer eigenthümlichen Aufregung der Gehirntheile. Dieses Organ erhöht und concentrirt dann seine Thätigkeit, und alle Bewegungen des Körpers, welche in dem Ideengange angezeigt sind, werden von dem Nachtwandler mit merkwürdiger Gewandtheit und Genauigkeit ausgeführt, ohne daß der Schlaf unterbrochen wird. Das Gedächtniß und die Phantasie schaffen dann ganz unabhängig von äußern Eindrücken. Der Wille übt regelmäßig seine Herrschaft aus und der Verstand scheint auf Schwierigkeiten und Gefahren bei allen äußern Umständen keine Rücksicht zu nehmen.

Im Allgemeinen haben die Somnambulen vollkommen deutliche Vorstellungen, handeln mit Bestimmtheit und mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit. Menschen mit vorherrschender Einbildungskraft, Dichter, Musiker, componiren und führen auf den Instrumenten Stücke aus, welche sie nie gehört haben, Handwerker und Diener verrichten ihre Geschäfte mit einer Pünctlichkeit, welche sie oft im Wachen nicht besitzen. Nur ein merkwürdiger Umstand erscheint noch, nämlich daß die Nachtwandler von Allem, was sie in ihrem Schlafe gethan haben, nicht die mindeste Erinnerung behalten.

Man kennt verschiedene Grade dieses Zustandes: Nachtwandler, welche gehen, und solche welche sprechen, singen, ohne die gegeringste Bewegung zu machen.

Die Jugend iſt dem Somnambulismus mehr ausgeſetzt als das vorgerücktere Alter; öfters begegnet man ihm bei jungen zarten, hyſteriſchen und hinfallenden Mädchen; auch bei Perſonen, welche ihre Geiſteskräfte ungewöhnlich anſtrengen; bei ſolchen, die in der Einſamkeit leben und ſich religiöſen Uebungen hingeben.

Der Nachtwandler handelt meiſt mit geſchloſſenen Augen; ſind ſie offen, ſo ſieht er damit nichts, das Gehirn arbeitet allein; der Menſch ſieht die Dinge gleichſam innerlich; das Geſichtsvermögen nimmt entfernte Dinge wahr, weicht ihnen aus und er weiß ſie zu beſeitigen. Eine Menge höchſt ſeltſamer Geſchichten erzählt man ſich über die Somnambulen, von denen ich nur drei Fälle erzählen will; bei dem einen war ich ſelbſt Zeuge, bei dem zweiten kann ich mich auf eine glaubwürdige Perſon verlaſſen und den dritten beſchreibt ein berühmter Profeſſor der Univerſität von Pavia.

In einer heitern Nacht ſah ich auf dem Bleidache eines hohen Hauſes eine menſchliche Geſtalt ſich bewegen; ſie kletterte bis auf die ſcharfen Kanten des Daches und ſetzte ſich endlich auf dem Gipfel des Gebäudes nieder. Mittelſt eines Fernglaſes erkannte ich eine junge Frau, welche in ihren Armen einen Säugling trug, den ſie eben an ihre Bruſt preßte. In dieſer Stellung beharrte ſie wohl eine halbe Stunde, endlich kletterte ſie mit einer überraſchenden Geſchwindigkeit herab und verſchwand an der Rinne des Daches. Dieſes gefährliche Schauſpiel wiederholte ſich mehrere Nächte und ich ging, den Eigenthümer des Hauſes davon zu benachrichtigen; er geſtand mir, daß ſeine Tochter nachtwandle und verſprach die Thür wohl zu verſchließen; aber die Kranke war durchs Fenſter geſtiegen und kam auch durch das Fenſter wieder zurück; der Wind hatte die Flügel zugeſchlagen, ſie öffnete dieſelben, legte das Kind vorſichtig auf einen Stuhl am Fenſter und gelangte glücklich in's Zimmer. Es war eine zarte leidende Frau, welche alſo ſchon zum Somnambulismus geeignet war; die Sehnſucht nach ihrem Manne, einem im Gefängniß ſitzenden politiſchen Verurtheilten, hatte ſie dann bald in dieſen Zuſtand verſetzt. Meiner Erzählung glaubte ſie nicht und wußte nur, daß ſie oft von Polizeileuten träume, welche ſie und ihr Kind ſuchen. Nach dem Erwachen fühlte ſie ſich abgeſchlagen, traurig und klagte über Kopfſchmerz.

Der zweite Fall betrifft die 18jährige Tochter eines Gaſtwirthes auf dem Lande. Im erſten Schlafe ſtand ſie auf und ging in das Gartenhäuschen ſchlafen; eine Zigeunerin hatte ihr

prophezeit, daß ein schöner Fremder sie daselbst aufsuchen und heirathen würde. Zuerst war davon nur ihre Phantasie aufgeregt, endlich ward sie auch somnambul. Man sah sie gehen und allmälig erzählte man sich Geistergeschichten, so daß kein Gast in dem Gartenhause übernachten wollte.

Ein Wachtmeister von einem Dragoner-Regiment, welcher eines Abends im Gasthause einkehrte, hörte von dem Gespenste und verlangte sein Bett in dem kleinen Gebäude. Das Gespenst kam um Mitternacht, öffnete die nur angelehnte Thüre und legte sich zu dem Militär; es war vollständig finster und der Soldat konnte sich nur durch sein Gefühl von den schrecklichen Formen des Ungethüms überzeugen. Das Examen hatte für ihn einen solchen Reiz, daß er nicht bloß ohne Widerstand seinem Gelüste genug thun konnte, sondern auch einen Ring von dem Finger des Mädchens nahm. Diese Arme stand ohne einen Laut auch wieder auf und entfernte sich eben so. Der Soldat marschirte am frühen Morgen fort. Das Mädchen wußte von dem Abenteuer nichts und suchte nur den Ring vergebens; aber sie war Mutter geworden, ohne es zu wissen, ohne ein Gefühl von Lust oder Schmerz. Nach drei Monaten ward sie über die Zeichen der Schwangerschaft unruhig und der Arzt erklärte den erstaunten Eltern, daß ihre Tochter schwanger sei. Der Vater verlangte volles Geständniß, bat, drohte, wüthete und entließ endlich seine Tochter, welche selbst nur Thränen aber keine Erklärung besaß. Kein Mensch im Hause hatte eine Ahnung von dem Somnambulismus des Mädchens.

Achtzehn Monate nachher kam der Wachtmeister, welcher endlich Offizier geworden war, in dasselbe Städtchen, kehrte in dem Gasthause ein und verlangte wieder in dem Zimmer des Gespenstes zu schlafen, so nannte er das Mädchen. Während er aß, erkannte ein Dienstmädchen den Ring an seinem Finger und theilte dieß ihrem Herrn mit. Dieser stellte den Offizier höflich zur Rede und fragte, woher er den Ring habe? „Von dem Geiste, der Ihr Haus in Schrecken setzte," erwiederte dieser lächelnd, „seither habe ich ihn getragen," und er erzählte nun aufrichtig sein Abenteuer. Der Vater seinerseits beschrieb dem Offizier das Unglück seiner Tochter, welcher der Ring gehört hatte; der Soldat horchte verwundert auf und ging bald in das einzige Mittel der Ehrenrettung des Mädchens ein, da er wußte, daß dasselbe zugleich reich sei, um ihn damit über das unvermuthete Schicksal zu beruhigen.

Der Professor Soave in Pavia erzählt Folgendes: Ein Apotheker in Pavia, ein gelehrter Chemiker, erhob sich jede Nacht im Schlafe und begab sich in sein Laboratorium, um seine begonnenen Untersuchungen fortzusetzen. Er zündete Licht an, heizte die Oefen u. s. w., kurz verrichtete seine Arbeiten mit der gewissenhaftesten Genauigkeit. Die gefährlichsten Substanzen, Gifte und Feuer beirrten ihn nicht und nie widerfuhr ihm der geringste Unfall. Die Recepte der Aerzte, welche er am Tage nicht hatte bereiten können, legte er dann auf einen Tisch, eins neben das andere und besorgte sie mit der ängstlichsten Vorsicht. War dann die Aufgabe gemacht, so löschte er Licht und Feuer aus und legt die Medicamente sammt Recepten in Ordnung hin, um sie dann dem Publikum ausfolgen zu lassen, begab sich zu Bette, ohne während der ganzen Zeit die Augen geöffnet zu haben. — Soave fügt hinzu, daß man sich nur Eins nicht ganz erklären konnte, nämlich, wie es möglich war, die Recepte zu bereiten, ohne sie gelesen zu haben. Und man sollte hieraus schließen, daß das Auge nicht das einzige Organ sei, mit welchem man sehen könne; mit welchem Organ sieht also der Nachwandler? mit der Stirn, den Schläfen? mit den Fingerspitzen ꝛc.? Eins ist gewiß, daß der Somnambule mit geschlossenen Augen deutlicher als im wachen Zustande die Dinge wahrnimmt, welche man nur mit den Augen zu sehen pflegt; daß er mit einer Klugheit sich benimmt, welche der des Blinden nicht ähnlich ist. Die Wahrnehmung der Dinge muß ihm also doch wohl durch ein anderes Mittel ins Gehirn geführt werden.

Wenn man annimmt, daß das Sehen mittelst anderer Gesichtstheile oder mittelst der Magengrube oder anderer Organe des Körpers geschehe, so darf man nur hinzusetzen, daß die Verzweigungen der Augennerven hierzu dienen könnten, und man hat schon damit einen gewissen Grund für sich. Diese Verzweigungen sind sehr zahlreich und die Wissenschaft ist noch weit davon entfernt, alle Enden der Nerven verfolgt zu haben; nur wie diese Eindrücke geschehen, ist nicht so leicht anzunehmen, da wir nirgends sonst einen Bau finden, wie ihn das Auge besitzt.

Diese Betrachtungen aber werden uns helfen, die merkwürdigen Thatsachen zu erklären, welche der Magnetismus darbietet, insofern sie das Gesicht betreffen. Ueber diesen Magnetismus aber wollen wir uns nun länger aufhalten.

Der Magnetismus.

Das Wort kommt aus dem Griechiſchen (magnes, der Magnet) und bedeutet dort eine ſympathetiſche Anziehung zwiſchen zwei Körpern; wenn dieſe Anziehung zwiſchen unbelebten (mineraliſchen) Körpern beſteht, ſo ſagt man, der Magnetismus iſt ein mineraliſcher oder irdiſcher; wirkt er auf den Menſchen, ſo heißt er der thieriſche Magnetismus oder Mesmerismus (von Mesmer, welchen dieſe Entdeckung ſo berühmt machte, indem er ſie mit ſo vielen Wundern und Taſchenſpielerkünſten umgab). Der Magnetismus unſerer Tage iſt nur ein ſchwacher Nachhall des Geſchrei's, welches man im vergangenen Jahrhunderte damit machte.

Die Exiſtenz des mineraliſchen Magnetismus wird in ſeinen Wirkungen auf Metalle hinlänglich nachgewieſen; aber der thieriſche Magnetismus hat viele Ungläubige angetroffen; man gibt häufig nicht zu, derſelbe ſei eine Kraft, wie z. B. das Licht, nämlich ein unwägbarer Stoff; aber die Vertheidiger berufen ſich auf die Wirkungen des thieriſchen Magnetismus und ſagen daher, man könne ſeine Exiſtenz nicht läugnen.

Die Gegner wollen nur einen Einfluß des Willens Eines Menſchen auf die Einbildung des Andern zulaſſen, und in der That finden wir, daß unter den wärmſten Anhängern des thieriſchen Magnetismus meiſt Menſchen mit ſehr lebhafter Einbildungskraft ſind; in älteren Zeiten z. B. die Bacchantinnen, in neueren die Illuminaten beſtätigen dieſe unſere Anſicht.

Die Furcht überliefert ein Weſen dem andern, welches jenem Furcht einzuflößen verſteht; der Einfluß der Geberden, des Blickes, der Stimme, des Willens und des Beiſpieles iſt unläugbar. Der ſchüchterne Menſch wird durch den Blick des willensſtarken Mannes wie gebannt. Die Magnetiſeure theilen daher die Menſchen in zwei Gruppen, in die Magnetiſeure und in die Magnetiſirten, oder in die Starken und in die Schwachen.

Der Magnetiſeur muß einen feſten Willen und einen moraliſcheren Character beſitzen, als er gewöhnlich vorkommt; ſein Geſicht muß die Begeiſterung ausdrücken; mit Blick und Miene, Geberde und Haltung muß er die Sinne des Menſchen beherrſchen, Geiſt und Verſtand zum Schweigen bringen. Wenn daher der magnetiſche Einfluß ſich bei gewiſſen Perſonen unwirkſam erſcheint, ſo rührt dieß davon her, daß eine gewiſſe Abneigung

gegen den Magnetiseur besteht, oder daß der Letztere nicht die gehörige Aufmerksamkeit gebraucht, oder daß er jenen festen Willen gar nicht besitzt.

Der zu Magnetisirende hingegen muß schwächlich, zart gebaut, hysterisch, ein Liebhaber des Wunderbaren und leichtgläubig sein; daher können willensstarke Personen mit hellem Geist nicht magnetisirt werden und daher versuchen es auch kluge Magnetiseure nicht mit jedem Menschen; sie suchen sich immer die tauglichen Personen hervor. Als gewandte Kenner der Physiognomien reicht ihnen ein schneller Blick oft hin, um sich unter ihrem Publikum auszukennen und sie werden gewiß lieber gar nicht als ohne gee wissen Erfolg sich produciren.

Der magnetische Somnambulismus gleicht unter mehreren Rücksichten dem natürlichen Magnetismus, nur daß jener von dem Willen einer anderen Person abhängt und daher auch mit wachen Personen vorgenommen wird.

Magnetismus mittelst Berührung, Geberden u. s. w.

Dieß ist die gewöhnliche Art, den Magnetismus anzuwenden, wie man es in öffentlichen Darstellungen thut, welche durch Charlatane um's Geld in Mißcredit gebracht worden sind, so daß auch der Magnetismus darunter litt. (In dem Handbuche des Magnetiseurs des Verfassers sind Mittel und Verfahren beschrieben, um den magnetischen Schlaf hervorzurufen.)

In Paris haben wir in letzterer Zeit zwei magnetisirte Somnambülen kennen gelernt, von deren Einer eine Dame, welche sich über den Magnetismus früher lustig machte, Folgendes erzählt:

„Ich kam mit meiner Tochter von meinem Landgute zurück, um den Winter in Paris zuzubringen. Am selben Abende bat mich eine Freundin, mit ihr einen Besuch zu machen, und zwar in der glänzendsten Gesellschaft, bei Baron M. Nachdem viel musicirt, getanzt und conversirt worden war, kündigte man eine magnetische Sitzung an. Ein Mädchen von schwächlichem Ansehen, geführt von einem Magnetiseur, nahm mitten im Salon Platz. Die ganze Gesellschaft umgab das junge Geschöpf, welches sehr bald unter den gewöhnlichen Geberden des Magnetiseurs einschlief. Mehrere Personen richteten Fragen an sie, welche sie mit Genauigkeit und Scharfsinn beantwortete. Endlich trieb mich

selbst die Neugierde und ich näherte mich ihr, mit einem Haarringe in der Hand, den ich ihr vorhielt: „Können Sie mir sagen, wem diese Haare angehören?“ fragte ich. — „Sie gehörten Ihrem Gemahl, Frau Gräfin!“ „Warum sagen Sie: „sie gehörten?“ „Weil der Graf seit 5 Jahren gestorben ist.“ „Wissen Sie an welcher Krankheit?“ „An einem eingeklemmten Bruche.“ Ich ward verdutzt, diese Geschichte konnte Niemanden in der ganzen Gesellschaft bekannt sein. Ich ließ nun meine Tochter näher treten, welche ein Bracelet aus Haaren trug. „Können Sie mir sagen, wie dasjenige Mädchen heißt, dessen Haare zu diesem Bracelet verwendet worden sind?“ „Diese Haare sind gar nicht von einer Dame, es sind Haare eines jungen Mannes.“ „Wie heißt er?“ „Erlauben Sie, daß ich hierüber nicht weiter spreche, denn dieser Name ist Ihnen so theuer, daß Sie sich der Thränen nicht erwehren können, so oft Sie denselben aussprechen hören.“ „Nennen Sie ihn immerhin, ich wünsche es.“ „Diese Haare gehörten einst Ihrem geliebten Sohne.“ „Wo ist er jetzt?“ „Im Himmel.“ „Ich begreife Sie nicht, sprechen Sie bestimmter.“ „Ihr armer Sohn starb vor 1 Jahre 3 Tagen.“ „An welcher Todesart?“ „In einem Duell von der Hand eines elenden Händelsuchers.“ Die Gräfin trocknete sich die Augen, welche von Thränen erfüllt waren und sagte zu ihrer Umgebung: „Alles, was ich sehe und höre, erscheint mir außerordentlich, fast unmöglich; was die Somnambule mir sagt, ist so bestimmt, so genau wahr, kein Jota fehlt daran. Ich hatte nie an Wunder geglaubt, welche der Magnetismus hervorbringen soll, jetzt muß ich zugeben, daß darin etwas Uebernatürliches liegt.“

Die Gräfin war ganz unerwarteter Weise heute eben erst vom Lande angekommen und hatte ihrer Freundin diese Ankunft eben wissen lassen, als Letztere schon bereit war auszufahren; überdieß war das Schicksal der Familie der Gräfin nur unter wenigen Freunden bekannt; auch hatte ihre Freundin sie nie verlassen und konnte daher mit dem Magnesiteur nicht gesprochen haben.

Eine noch merkwürdigere Thatsache ist folgende, welche ich bestätigen kann:

Mademoiselle Fulvia, ein junges, zartes, nervöses Mädchen, war durch ihren Bruder, der die Medicin studirte, allmälig an den magnetischen Einfluß gewöhnt worden einzuschlafen; endlich reichte ein Blick und der Wille ihres Bruders hin, um in einer ziemlichen Entfernung bei ihr den magnetischen Schlaf hervor-

zurufen. Man sprach davon, und Liebhaber magnetischer Experimente kamen von allen Seiten, um eine so interessante Erscheinung zu beobachten. Fulvia mußte nun öfters und vor vielen Personen sich den Versuchen solcher Art unterwerfen. Kaum war sie dann von der unsichtbaren Gewalt ergriffen, so veränderten sich die Züge ihres Gesichts, Schmerz, Schrecken und bald wieder Ruhe und Glückseligkeit drückten sich darin aus. Die Klarheit ihres Geistes, die treffenden Antworten überraschten alle Personen; manche Kranke kamen und holten sich Genesung; viele verwickelte Prozesse wurden von ihr geschlichtet; kurz, ihr Scharfsinn verrichtete Wunder in diesem Zustande; in alten Zeiten hätte man sie verehrt als Göttin, verbrannt als Hexe, heutzutage begnügt man sich über sie zu lachen, ohne sich zu verwundern; einige Personen beschäftigten sich ernstlich mit der Erklärung dieser Thatsache.

In der letzten Sitzung, welche Mademoiselle Fulvia gab, war ich Zeuge und ich kann sie daher auch beschreiben: Das Publikum war groß und bestand aus Gläubigen und Ungläubigen; das Mädchen war mit ihrem Bruder in dem benachbarten Zimmer, wo sie ihr Bruder einschläferte, da hierzu Einsamkeit und Ruhe gehörten; darauf wurden wir hineingerufen; sie saß auf einem Lehnstuhle mit geschlossenen Augen, mit ruhigem Ausdruck wie eine sanftschlafende Person. Ihr Bruder begann das Gespräch:

„Schlafen Sie?" „Ja." „Seit wann?" „Seit einigen Minuten erst." „Darf ich Sie fragen?" „Wenn Sie es für gut halten." „Werden Sie antworten?" „Ja." „Wissen Sie, wie viel Uhr es ist?" „Ich weiß es nicht." „Wenn man Ihnen eine Uhr gibt, könnten Sie es dann sagen?" „Ich glaube ja!" (Er läßt sich von einem Zuschauer eine Uhr geben und dreht den Finger zurück. „Hier haben Sie eine Uhr." „Sie geht nicht." „Woher wissen Sie es?" Sie schwieg und er reicht ihr eine andere Uhr.

„Und an dieser andern Uhr, wie viel ist es?" „2 Uhr 10 Minuten." „Geht die Uhr recht?" „Ich glaube, sie geht um 3 Minuten zu spät." „Woher wissen Sie das?" Sie schwieg. Mehrere Herren verglichen ihre Uhren, welche sie erst am Abende gerichtet hatten und bestätigten diesen Umstand, — „Können Sie in diesem Buche lesen?" „Ja, wenn Sie es verlangen." Er hält das Buch mit dem Rücken an die Magengegend. „Lesen Sie." „Ich sehe nur den Rücken des Buches."

„Und jetzt?“ Sie halten das Buch verkehrt.“ „Sie haben recht — aber jetzt können Sie leſen.“

Fulvia las die bezeichnete Seite, ohne eine Sylbe auszulaſſen. Man ſchlug verſchiedene Seiten auf, ſie las ſie alle ohne Anſtoß. Ihr Bruder verband ihr dann die Augen und fragte: „Bin ich allein?“ „Nein, ich ſehe mehrere Perſonen.“ „Zählen Sie doch dieſelben.“ „Ein, zwei... zwanzig... oh wecken Sie mich auf, ich ſchäme mich vor ſo vielen Leuten.“ „Erſchrecken Sie nicht, es ſind lauter Freunde und darunter einige, welche Sie um Rath bitten wollen. Wollen Sie wohl Rath ertheilen?“ „Gewiß wenn ich kann.“ „Der Herr vor Ihnen iſt krank, die Kunſt der Aerzte hat ſich an ihm fruchtlos verſucht; könnten Sie ihm wohl ein Heilmittel nennen?“ „Setzen Sie ihn in Berührung mit mir.“ Nachdem der Kranke ſeine Hand auf die Stirn der Schlafenden gelegt, fuhr der Magnetiſeur fort: „Sprechen Sie alſo, wir hören Ihnen zu.“ „Der Herr leidet ſeit 10 Jahren an Rheumatismus, ohne durch alle Mittel ſich davon befreien zu können. Aerzte und Bäder vermögen nichts gegen dieſe Krankheit. Die Wiſſenſchaft gibt den Herrn auf.“ „Was ſoll er machen?“ „Nur Ein Mittel bleibt ihm, der Magnetismus und die Electricität.“ — Ein anderer Herr, der lange Zeit einen Prozeß führte, erfuhr auf ſolche Weiſe, daß ein Formfehler auf der 7. Linie der 2. Seite der Hauptacte die Caſſation des Prozeſſes begründe und daß die Beſchreibung der Grundſtücke unrichtig ſei, ſo daß man den halb verlornen Prozeß wieder gewinnen müſſe.“ Die Kranke erregte das höchſte Erſtaunen, denn ſie hatte die Thatſachen ganz errathen; nach einiger Ruhe fuhr der Magnetiſeur fort: „Die Perſon, welche ich Ihnen jetzt vorſtelle, will Sie wegen eines Verwandten zu Rathe ziehen, welcher an einer Gemüthskrankheit leidet, an der Eiferſucht; der Arme ſchläft und ißt nicht und er vernachläßigt ſeine Geſchäfte; er iſt ſich und Andern unerträglich geworden; könnten Sie ihm wohl ein Mittel gegen dieſes Leiden anrathen?“ — „Das Mittel iſt ſehr einfach: Trennung von der Frau, welche ihn quält.“ — „Aber er liebt ſie immer noch, er wünſcht zu wiſſen, ob ſie ſeiner Liebe würdig iſt.“ — „Das iſt ein Geheimniß, das ich nicht enthüllen kann; ich bin ſelbſt Weib, ich kann dieß Betragen von Frauen wohl tadeln, aber nicht anklagen.“ — „Aber was rathen Sie ihm zu thun?“ — „Sich trennen.“ — „Warum dieſes äußerſte Mittel?“ — „Wenn eine Frau ſchuldig iſt, ſo liebt ſie gewiß ihren Mann nicht, oder ſie liebt wenigſtens einen Andern mehr als ihn; iſt ſie unſchuldig, ſo

muß ſie einen argwöhniſchen Mann haſſen und verachten; denn welcher Argwohn trifft ſchmerzlicher als der, welchen man einer Frau ſo oft in's Geſicht ſchleudert; alſo iſt jedenfalls die Trennung nothwendig." — „Haben Sie ſonſt nichts mehr zu ſagen?" — „Sprechen Sie nichts mehr hierüber; ſolche Sachen ſind immer entweder albern oder nichtswürdig. Wecken Sie mich auf, ich befinde mich übel." — „Sie wollen durchaus nichts weiter ſagen?" — „Der Mann iſt von Natur herrſchſüchtig und roh, das Weib ſchwach und flatterhaft. Wecken Sie mich auf, ich bitte Sie darum, der Kopf brennt mir."

In der That war ein ſtarker Schweiß an der Sprecherin ausgebrochen und ihre zuſammengekniffenen Züge drückten Angſt aus. Eben wollte der Magnetiſeur ihren Schlaf enden, als ſich plötzlich eine junge Dame vor das Mädchen hinſtellte und ausrief:

„O ich bitte Sie, fragen Sie nur noch die Schlafende um Eines, vielleicht kann ſie mich aus einer qualvollen Ungewißheit herausreißen, in welcher ich mich ſeit einigen Monaten befinde. Ich habe einen Bruder in Afrika, der mir regelmäßig ſchrieb — plötzlich ſchwieg er. Die Zeitungen haben von großen Verluſten unſerer Armee erzählt; ich zittere, fragen Sie doch das Fräulein, ich bitte Sie." Die Dame bat ſo inſtändig, daß der Magnetiſeur nachgab und fragte: „Geſtatten Sie uns wohl noch eine Frage?" — „Ich kann nicht mehr." — „Ach, mein Fräulein," rief die beſorgte Dame, indem ſie die Hand der Schlafenden ergriff, „um des Himmelswillen, ſagen Sie mir, ob ich mich freuen darf oder Trauriges erfahren werde." — „Welche Stimme iſt dieß? Wer ſpricht mit mir," ſagte die Magnetiſirte. — „Eine Schweſter, welche Nachricht über ihren Bruder haben will, der in dieſem Augenblicke in Afrika in der Armee ſteht," verſetzte der Magnetiſeur. Mad. Fulvia ſchwitzte große Tropfen, ihr Geſicht verdüſterte ſich, die Lippen murmelten unverſtändliche Worte. „Wenn meine Antwort Unglück enthält, ſoll ich ſie ſagen?" fragte ſie endlich. „Ja, ſagen Sie es nur." — „Ich habe auch einen Bruder in Afrika — ſagen Sie der Dame, daß es beſſer iſt, in dunkler Ungewißheit zu leben mit geringer Hoffnung, als das volle Licht des Unglücks zu ſehen!" „Ich bin auf Alles gefaßt, ſprechen Sie, ich beſchwöre Sie." — „Wohlan, wo iſt Ihr Bruder?" — „In Afrika." — „Was iſt er?" — „Soldat." — „Was thut er jetzt dort?" — „Er ſteht im Felde gegen die Araber!" — „Unglückliche Schweſter! Ich erblicke Ihren Bruder,

wie ihn die Barbaren dahin ſchleppen, das Eiſen droht über ſeinem Haupte, ſie werden ihn ſchlachten; — ach, was ſage ich, das iſt nicht Ihr Bruder, das iſt mein Bruder, Gnade für ihn!" Sie ſpringt vom Stuhle auf, ringt die Hände, eilt im Zimmer auf und ab und ſtürzt endlich zuſammen mit dem Schrei: „Die Elenden, ſie haben ihn erſchlagen!"

Die erſchreckten Zuſchauer drängten ſich um ſie, um ihr Hilfe zu bringen, das Leben hatte das gebrechliche Geſchöpf verlaſſen, als man ſie vom Boden aufhob, war ſie nur mehr eine Leiche.

Drei Wochen ſpäter erhielt die Mutter von Fräulein Fulvia einen Brief aus Afrika, welcher ihr die traurige Nachricht brachte, daß ihr Sohn und die Tapfern, welche ihn begleiteten, in einen Hinterhalt der Feinde gefallen und von dieſen erſchlagen worden ſeien.

Die Leſer können aus dieſem Beiſpiele beſſer als aus einem andern über die Wunderdinge des Magnetismus urtheilen; denn geſetzt, Fräulein Fulvia habe in früheren Fällen die Taſchenſpielerſtückchen mancher Betrügerin nachgemacht, ſo hat ihr ſonderbares unglückliches Ende ohne Zweifel zu viel Wahrheit an ſich.

Dieſe beobachtete Thatſache ſcheint, wenn ſie nicht übertrieben iſt, zu beweiſen, daß ein Magnetiſirter in der That oft ſehr genau und auf eine erſtaunliche Weiſe Fragen beantwortet, welche man an ihn richtet; daß ſeine Ideen mit einer erſtaunlichen Klarheit entſtehen und fortſchreiten; daß die Gehirnthätigkeit ſo ſtark iſt, daß ſich in demſelben die Gabe entwickelt, augenblicklich, nicht die Zukunft vorauszuſagen, ſondern das wahrzunehmen, was in großen Entfernungen vorgeht; das Gefühl von einer Thatſache, welche weit entfernt von uns ſich zuträgt, iſt keineswegs unerklärlich, ſondern kann gar wohl mit der Natur und Blitzesſchnelle des electro-magnetiſchen Fluidums vereint werden, von dem wir am Ende unſeres Buches handeln werden.

Es ſoll Perſonen geben, welche ſo mächtig vom Magnetismus beherrſcht werden, daß es ihnen möglich wird, in den Organen Anderer wie in den eigenen, als wären ſie von durchſichtigem Kryſtall, zu leſen und Heilmittel zu erkennen, wenn die Aerzte ſchon längſt einen ſolchen Kranken aufgegeben haben. Einige lebhafte Verehrer des Magnetismus gehen ſogar ſo weit, zu behaupten, daß manche Perſonen im magnetiſchen Zuſtande die Zukunft vorausſehen können — und die Charlatanerie hat ſich auch ſehr raſch dieſes Erwerbzweiges verſichert. Endlich hat

man so übernatürliche Dinge davon erzählt, daß manche Köpfe ihren ganzen Glauben an diesen Umständen verloren haben. Denn wer kann glauben, daß gewisse magnetisirte Menschen in Büchern lesen können, welche vor der Zimmerthür draußen hingelegt werden! Daß sie in dem Herzen von Personen lesen können, die über 20, ja 100 Meilen weit entfernt sind! Daß sie Sprachen verstehen und sprechen, welche sie nie gelernt oder auch nur gehört haben! Daß Blindgeborne, Taubgeborne sehen und sprechen lernen, wenn sie magnetisirt werden! Daß sie chirurgische Krankheiten heilen, wo die Kunst selbst scheiterte! Daß die kurzen Füße lahmer Personen durch den Magnetismus um 3 Zoll verlängert wurden!

Das sind die eigentlichen Feinde des Magnetismus; sie haben diese Kraft in Mißcredit gebracht, nachdem alle Welt weiß, daß es keine Kraft gibt, welche eine mathematische Unmöglichkeit möglich machen könnte.

Wir führen zum Schlusse einige gewisse Fälle an, um unsere Ansicht gegen die Herabsetzung der Charlatane wieder zu vertheidigen: Madame Plantin, eine alte Frau von 61 Jahren in Paris, hatte eine Somnambule zu Rathe gezogen, nachdem sie einen Schmerz an der rechten Brust fühlte. Diese erklärte ihr, daß sich daselbst eine krebshafte Geschwulst zu entwickeln beginne. In der That brach der Krebs an jener Stelle nach mehreren Monaten aus und man verlangte die Operation. Der berühmte Operateur, **Dr.** Cloquet, ward gerufen. Der Hausarzt von Mad. Plantin, ein gewandter Magnetiseur, magnetisirte vor der Operation sowohl die Kranke als auch den Chirurgen und seine Gehilfen, welche von dem Resultate erstaunt waren. Während der 12 Minuten des Schnittes unterhielt sich die Patientin ruhig mit dem **Dr.** Cloquet, ohne durch irgend eine Bewegung, einen Gesichtszug, oder durch eine Veränderung im Athem oder im Pulse den geringsten Schmerz zu verrathen. Nur am Ende der Operation, als man den Verband anlegte, sagte Mad. Plantin lächelnd, man kitzle sie.

Die Leser werden sich leicht denken können, daß unter dem Messer des Chirurgen eine so vollständige Unempfindlichkeit nicht durch Verstellung nachgemacht werden könne. Auf diese Weise sollte man also im Magnetismus ein sehr wichtiges Mittel finden, um vor großen Operationen die Unempfindlichkeit des Kranken zu bewirken, und es verlohnte sich wohl der Mühe, diesem Umstande ernsthaft nachzuforschen.

Die Tochter derselben Mad. Plantin, Mad. Lagandré, welche in der Provinz wohnte, kam nach Paris, als die Operation an ihrer Mutter eben einige Tage vorüber war. Man wollte sie über den Zustand der Kranken befragen und magnetisirte sie daher; Mad. Lagandré antwortete im Schlafe, daß alle Säfte ihrer Mutter verdorben seien und daß in der rechten Seite der Brust derselben eine Ergießung bestehe, etwas Wasser im Herzbeutel nämlich, und daß die Leber an ihrer Oberfläche blaß aussehe. In zwei Tagen, sagte sie, wird meine arme Mutter sterben, man mag anwenden, was man will.

Tags darauf sah man, daß die traurige Prophezeiung in Erfüllung gehen wolle, und man magnetisirte noch einmal die Tochter, welche auf die Fragen folgenderweise antwortete: „Wie geht es mit Ihrer Mutter?“ „Meine Mutter ist jetzt sehr schwach! sie lebt nur noch mit Hilfe des Magnetismus.“ — „Glauben Sie, das man das Leben der Mutter verlängern könne?“ — „Nein, sie wird morgen Früh sehr zeitig sterben, und zwar ohne Todeskampf und ohne Leiden.“ — „Welches sind die kranken Organe der Mutter?“ — „Die rechte Lunge ist verkleinert und von einer leimartigen Haut umgeben, auch ist der rechte Lungensack voll Wasser, nur die linke Lunge athmet noch. Im Herzbeutel ist etwas Wasser.“ Mad. Plantin starb Tags darauf, wie es die Tochter vorausgesagt hatte. Bei der Leichenöffnung waren 4 Aerzte als Zeugen zugegen, alle Aussagen der Magnetisirten wurden bestätigt; man hatte während dieser Zeit die Tochter in einem Nebenzimmer magnetisirt und als die Aerzte wie gewöhnlich den ersten Schnitt auf dem Brustblatte herab machten, rief die Tochter, welche es gar nicht sehen konnte: „Warum nicht den Schnitt auf der rechten Seite, da die Ergießung daselbst vorkommt.“

Ich erlaube mir hierzu keine Bemerkung; unter allen fast unglaublichen Erzählungen habe ich nur diejenigen herausgesucht, welche dem Leser den richtigen Begriff über die Bedeutung dieser seltsamen Erscheinung beibringen konnten.

Magnetismus des Blickes.

Im entferntesten Alterthume war der Einfluß des Blickes schon bekannt. Mehrere Philosophen und große Feldherren kannten diese Gewalt und gebrauchten sie, die Einen um ihre Lehre zu verbreiten, die Andern um sich Gehorsam zu verschaffen. Man erzählt, daß der Blick des Pythagoras die Aufmerksamkeit seiner Schüler wach erhielt und sie trotz ihrer Unlust beherrschte; Alexan-

der der Große wußte oft durch einen einzigen Blick seine Krieger zu begeistern; der Mörder des Marius schreckte eine Weile vor dem Blicke des verlassenen Generals zurück und verbarg dann sein Gesicht in seinem Mantel, um der Zaubergewalt dieses Auges sich zu entziehen. Die berühmte Lais so wie ihre Nebenbuhlerin Phryne waren mächtig genug, den Trotz ihrer Verehrer mit einem Blicke zu brechen; die Letztere entwaffnete den Zorn der alten Richter, welche sie zum Tode verurtheilten wollten, weil sie sich hatte eine Verehrung gefallen lassen, die allein den Göttern vorbehalten war.

Die Gewalt des Blickes beherrscht die Thiere und die großen Thierbändiger Martin, Carter und van Amburg spielten mit Hyänen, Tigern, Löwen, welche sie mit ihrem Blicke bewältigten. Carter unternahm das Fürchterlichste mit diesen grausamen Thieren, so daß die Zuschauer in den Pariser Theatern oft nicht wußten, ob sie einer Täuschung oder einer Fabel beiwohnten.

Diese Gewalt des Blickes, welcher bald unausstehlich und schrecklich, bald sanft und wohlwollend auf dem zu beherrschenden Gegenstande ruht, wechselt je nach Form und Farbe der Augen, und wir wollen uns hierüber mit einigen Worten aussprechen.

Die Strahlen, welche von einem Gegenstande auf das Auge fallen, dringen nicht alle gleich tief in dieses Organ hinein; manche Strahlen werden reflectirt und man bemerkt leicht, daß z. B. bei schwarzen Augen eine Art diamantartiger Blitz auf den Beobachter fällt und daß namentlich die runden Augen eine Gewalt ausüben, welche die Augen der andern Personen niederschlägt. So sind die Augen der nächtlichen Raubthiere meist rund und dann auch meist fürchterlich.

Vor mehreren Jahren befand ich mich in der Gesellschaft von Studenten, welche, nachdem sie mit mir über den Magnetismus gesprochen hatten, mich aufmerksam machten, daß Einer unter ihnen, Fabius, dem Blicke eines Andern, Theophile, immer ausweiche; man bat Fabius eine Probe zu geben, wie stark der Blick seines Collegen ihn treffe; er lehnte es ab und zwar ärgerlich; seine Kameraden baten inständiger; er versetzte: „Ihr wißt, wie ungemein ich dabei ausstehe, laßt mich in Ruhe.“ Aber seine Collegen zwangen ihn, indem sie ihn festhielten. Theophile stellte sich vor ihn und heftete seine runden grünlichen Augen auf den Freund. Dieser neigte das Haupt, schloß die Augen und versuchte nur zuweilen einen flüchtigen Blick auf Theophile. Plötzlich starrte Fabius mit weitgeöffneten Augen seinen Gegner

an, wie unfähig dieſe Augen zu ſchließen und das Haupt zu ſenken; bald äußerte ſich Schmerz im Geſichte Fabius, er ſtieß einen kläglichen Schrei aus, Schrecken breitete ſich über ſein Antlitz, und ſein ganzer Körper zuckte convulſiviſch. Theophile wandte ſich hierauf weg und man wollte dem armen Geplagten ein Glas Punſch aufzwingen, aber ſeine Aufregung war zu groß, ein unmäßiger Schweiß brach an ihm aus, er zitterte wie vor Kälte; nach einer Viertelſtunde aber kehrte die Ruhe in das ganze Weſen des ſchmächtigen jungen Mannes zurück.

Man erzählt, daß ein Engländer, Bul Padſor, bei vielen Gelegenheiten die erſchreckende Wirkung ſeines Blickes über alle Arten des Hundegeſchlechtes erprobt hatte. Er reiste alſo im Lande herum und bot Wetten an, 2 gegen 1, daß er die boshafteſten, wüthendſten Hunde bloß durch ſeinen Anblick in Entfernung zu halten vermöge. Man lachte über dieſe neue Erwerbsart, aber die Hoffnung auf Gewinn verlockte mehrere Fleiſcherburſchen, die Wette einzugehen; auf öffentlichen Plätzen wurden die Proben gemacht, ſie verloren ihr Geld und allmälig machte ſich der Mann ein hübſches Vermögen; er verlor keine einzige Wette. Sein Ruf gelangte in die höheren Kreiſe, welche gewöhnlich ſehr ungläubig ſind. Ein reicher Lord, der ein großer Hundeliebhaber war und immer einige Hunderte in ſeinen Ställen hatte, lud den herumziehenden Künſtler zu ſich und ſchlug ihm eine Wette von 5000 Pfd. gegen nichts vor, wenn er ſein Probeſtück gegen 12 Bulldoggs beſtehen wolle. „Ihre ganze Heerde, wenn Sie wollen, Mylord!“ rief der kühne Mann.

Während den ausbedungenen 8 Tagen der Vorbereitung ließ der Lord 12 ſeiner beſten Hunde gegen eine Figur hetzen, welche man dem Hundebändiger ähnlich gemacht hatte. Mylord war vernünftig genug, nicht das Leben des Mannes ſeinen wilden Hunden preiszugeben, ſondern er wollte ihm nur die Waden zerrupfen und ſomit eine Lehre geben laſſen, um nicht auch in Zukunft die allgemeine Leichtgläubigkeit zu täuſchen.

Ein Local ward gemiethet und zu dieſem Schauſpiele gehörig eingerichtet; die Zeitungen kündigten etwas Ungeheures an, viele Freunde des Lords und ſogar junge Damen wurden geladen, man wollte ſich auf Koſten der Waden des armen Teufels beluſtigen. Mylord verſicherte die Damen, daß es ſich nicht um eine Grauſamkeit handle und ſetzte hinzu, die Damen wüßten ja, daß man recht wohl ohne Waden leben könne.

Ueberdieß ließ der Lord durch Anſchlagzettel alle Hundeliebhaber zu der Vorſtellung gratis einladen und verlangte von denſelben nur ein Zeugniß, daß ſie wirklich als ſolche Liebhaber bekannt ſeien.

Der Tag kam und das Theater füllte ſich; der Schauſpieler trat auf, ein ſchmächtiger Mann, über den das helle Gelächter losbrach, aber der Mann ließ ſich nicht irre machen, zog einen Kreis im Sande rings um ſich und erwartete dann in der Stellung des Boxers den Angriff.

Vier fürchterliche Doggen ſtürzten jetzt durch die geöffnete Thüre herein und hielten dann plötzlich zwei Schritte von ihm entfernt ſtill, bellend, ſich krümmend und winſelnd; hierauf ließ man neue 6 Hunde gegen ihn los, aber ſie zeigten nicht mehr Wuth als die vorigen, und endlich wieder 6 der größten Thiere ahmten ihren ſchüchternen Kameraden nach. Das allgemeine Erſtaunen der Zuſchauer wuchs aber, als plötzlich ein Gewimmel von Hunden herein ſtürzte, und die ganze Horde wie verzaubert heulte und winſelte, ohne auch nur das Geringſte zu wagen. Da machte Bul Padſor einen gellenden Pfiff, die Hunde ſpitzten die Ohren, ein zweiter Pfiff und — alle Hunde warfen ſich einer über den andern her, biſſen und zauſ'ten einander und verſuchten zu den Zuſchauern hineinzuſpringen. Die Damen ſchrien, die Männer fluchten und das allgemeine Geſchrei und Getümmel war grenzenlos. Bul hatte ſeine Wette gewonnen und ging mit unverſehrten Waden davon. In England ſind aber ſeither ſolche Schauſpiele verboten worden.

Eine ähnliche Erſcheinung iſt der Stierfechter Cincilla in Rom, welcher noch lebt. Die Jäger ſind oft Zeuge von dem bezaubernden Blicke des Hundes, vor dem oft Rebhühner und anderes Geflügel wie gebannt ſitzt, nur wenn der Hund den Kopf wendet, fällt es ihnen dann ein, davon zu fliegen.

Ueberhaupt gibt es Niemanden, welcher nicht irgend einmal vor Jemand den Kopf geſenkt, und die Augen niedergeſchlagen, wenn dieſer mit den runden, grünlich leuchtenden Augen uns anſchaute; oft empfindet man dann ein peinliches Gefühl, wie bei einer übermäßigen Ermüdung. Was ſollen wir aber von dem Zauber der ſchönen Augen ſagen, die uns beglücken, feſſeln, anziehen — und unſern vorgefaßten Trotz wie Binſen brechen!

Magnetismus der Stimme.

Die alte und neue Geschichte bewahrt uns unzählige Thatsachen von der Gewalt der Stimme auf, und wir meinen hier bloß den Klang, das Liebliche der Stimme, ohne dabei die Worte, den Geist der Rede mitzurechnen.

Wie manche Redner haben ihre Zuhörer wahrhaft begeistert, „electrisirt" wie man sagt — und doch wäre der Inhalt ihrer Rede allein nicht so mächtig gewesen. Die Schwellungen, die Schläge, welche eine solche zauberische Stimme auf unser Gehör und überhaupt auf unsern Geist ausübt, haben dann oft Jahrelang noch einen mächtigen Nachhall. Und wie oft sind nicht die Gesichter von Personen verunstaltet, deren Stimme wir nicht genug lauschen können.

Gehen wir aber auf das Ganze ein, was wir die Rede nennen, so treffen wir im Laufe der Geschichte auf wahre Wunder, welche man nicht wohl auf Rechnung des Geistes setzen kann; denn was ist Alles schon von weisen und geistreichen Köpfen Großes und Mächtiges gesagt worden, ohne deßwegen eine Gewalt auf die Massen auszuüben, so wie wir es an einigen Beispielen finden: Demosthenes, Cicero, mehrere Apostel, Massilon, und endlich Mirabeau — man muß sich den maßlosen Sturm vorstellen, welcher in den Massen ausbrach, in welche solche Männer ihre Stimme dringen ließen.

Welch eine Gewalt liegt in dem Rufe der Flucht, wenn er durch die Reihen der Bataillone schallt. Versuche es doch Einer, dieselben Worte aber ohne jenes wahrhafte Gefühl, ohne jenen Ausdruck des wahren Gefühls hervorzubringen, um damit dann Furcht zu erregen! Welche Gewalt in Einem Worte oft, wenn es von einer gewissen Stimme ausgesprochen wird: Vorwärts! oder: Feuer! oder: Mörder!

Während einer Feuersbrunnst, welche im 16. Jahrhundert einen Theil des Spitals in Lyon zerstörte, bedrohten die Flammen einen Saal, wo sich 8 gelähmte Personen in ihren Betten befanden. Eine Person schrie im Fliehen: Rettet Euch oder Ihr müßt lebendig verbrennen! Die Gelähmten sprangen auf und eilten davon. Der Zeuge dieser Erzählung, welcher gerichtlich verhört wurde, sagte aus, daß die Kranken seit 6 bis 8 Jahren das Bett nicht verlassen hatten.

Vor Kurzem erzählte man sich allgemein in Paris folgende Geschichte:

Ein sehr ernster Mathematiker, der sich ausschließlich mit seinen Aufgaben befaßte, ward von einem Freunde eingeladen, die 50. Vorstellung einer Posse zu besuchen, welche im Theater-Royal ungemeinen Beifall fand. „Du machst mir diesen Vorschlag wohl auch nur, um eine abschlägige Antwort zu versuchen," versetzte der Gelehrte, „ich, der ich nicht einmal Lust habe, unsere besten Tragödien zu besuchen . . ich werde eine Posse ansehen gehen! Du machst Dir da einen schlechten Witz mit mir."

„Ah warum nicht gar; ich will eine interessante Erfahrung damit machen, stoß Dich nicht daran, zwischen zwei Gelehrten, wie wir es sind, darf man ja wohl Untersuchungen anstellen; laß einmal Deine Zahlen auf einen Augenblick bleiben und höre mir aufmerksam zu." „Also mach, daß Du fertig wirst," sagte der Mathematiker unruhig. „Laß mich nur erst anfangen. Obwohl wir Zwei Collegen in der Akademie sind und einander sehr lieb haben, so besitzen wir doch zwei ganz verschiedene Charactere." „Diametralverschieden," ergänzte der Geometer. „Unterbrich mich nicht. Du bist kälter, als der Verstand, ernsthafter als Deine Algebra — und daher habe ich Dich auch nie lachen sehen, Du bist der wahrhafte Ausdruck der mathematischen Strenge." „Wo Teufel willst Du mit Deinem Anfange hinaus?" „Nur Geduld! Ich bin im Gegentheil immer zufrieden, lache immer, wo ich eine Gelegenheit dazu finde, und kenne nur die Thränen der Heiterkeit." „Nur um Eines bitte ich Dich, Freund," fiel der Mathematiker ein, „verschiebe doch Deine Vergleichungen auf ein anderes Mal, ich verfolge hier schon seit 8 Tagen ein x und das könnte mir leicht entwischen, wenn Du noch lange fortfährst." „Ich will auch eine Aufgabe lösen, es handelt sich um den thierischen Magnetismus." „Aber um Gotteswillen, wegen diesen Albernheiten soll ich mein x wieder verlieren, ich war so nahe daran!" „Höre nur, der thierische Magnetismus hat mich weinen gemacht, das erste Mal in meinem Leben — ich möchte, daß er Dich lachen mache." Der Mathematiker hielt seinen Freund für wahnsinnig und blickte ihn lange erschrocken an. „Du schaust mich an . . Du verwunderst Dich?" — „Ich gestehe, Du machst mich besorgt." „Vorgestern glaubte ich noch nicht an dieses Wunder, heute bin ich bekehrt und morgen werde ich vollständig gläubig werden, wenn ich Dich werde lachen sehen!" „Mein lieber Freund, Du machst mir Furcht. Gehe ins Nebenzimmer, oder setze Dich,

lies die Zeitung.“ „Nein ich gehe nicht, und sollte ich Dir lästig werden wie das Alpdrücken; ich gehe Dir nicht vom Halse, Du mußt mit mir ins Theater gehen; gestern hat mich eine Schauspielerin traurig magnetisirt, heute muß sie Dich lustig magnetisiren.“ Der Mathematiker machte ein ärgerliches Gesicht. „Höre Freund,“ fuhr der Andere fort, „ich biete Dir eine Wette an, aber keine gewöhnliche. Du weißt, auf meiner letzten Reise bekam ich einen Sack echten Mokka-Kaffeh. Du kennst diese himmlische Gabe; es ist ein Mokka von Ort und Stelle, vom vorigen Jahre selbst, ein rundes Korn, gelblicher Glanz . . Ah, habe ich Dich bei Deiner schwachen Seite gefaßt? Läuft Dir schon das Wasser im Munde zusammen? Also ich wette 10 Pfund Mokka gegen nichts, daß Du heute Abend lachen wirst.“ „Du treibst den Spaß zu weit, ich sage Dir, es ist unmöglich.“ „Schwer, aber nicht unmöglich. Wohlan denn, es gilt; 10 Pfund Mokka, dessen feines Parfüm den trägen Magen reizen wird, so daß Dir die Ideen klar im Kopfe leben und Dein Geist sich erheitert, Du wirst das x finden und vielleicht eine neue Theorie der Kräfte.“

Kurz nach mehrerem Zögern entschloß sich der ernsthafte Mathematiker und unterlag dem verführerischen Mokka, sie gingen zusammen ins Theater-Royal. Alle Leute lachten, nur unser Mathematiker blieb unerschütterlich ernst, als wäre er blind und taub; endlich lachte er laut auf und sprang verwirrt wie beschämt vom Sitze auf und hinaus zur Loge. Der Freund folgte ihm und geleitete ihn nach Hause. In der That glaubte der Mathematiker an nichts weniger als an eine übernatürliche Kraft, welche ihn lachen gemacht hatte.

Die Poesie.

Die Dichtkunst übte von jeher eine zauberische Gewalt über die Menschen aus, sie erregte alle hohen Leidenschaften, und wir vermögen uns diese Macht nicht leicht zu erklären. Heiterkeit, Kriegslust, Andacht, Liebe und Ruhmsucht erfüllten die Herzen der härtesten Männer, wenn das Lied erscholl. Die Poesie ist ohne Widerrede die edelste und energischeste Sprache. So wie sie zum Gedichte unentbehrlich ist, so entspringt sie auch aus der Liebe, vor deren Macht sich Alles beugt. Gewiß gibt es keinen Menschen, der nur irgend welchen Unterricht erhalten hat und nicht in den Augenblicken seiner Leidenschaft einmal die Musen angerufen hätte, um das Lob seiner Geliebten zu singen. Und in

der Welt der Liebenden hat der Kuß, der zärtliche Gruß dessen den höchsten Reiz, welcher einmal die Feinheiten der Dichter kennen lernte.

Der folgende Zug wird beweisen, was die Poesie über die unempfindlichste Natur vermocht hat. Der Graf Flamin N. reiste mit seiner Tochter Helena und ward einmal von vier Räubern angefallen. Zum Glück kam ein junger Künstler dazu, welcher ohne Bedenken sich in den Kampf stürzte und die Räuber in die Flucht trieb; aber tödtlich verwundet stürzte er selbst zu Boden. Die Heilung derselben dauerte lange und man fürchtete oft für sein Leben. Der Graf verlangte endlich nur, seinem Retter seinen Dank durch ein werthvolles Geschenk und durch seine Protection zu beweisen. Der Künstler wich immer mit der zartesten Weise aus und der Graf bemerkte endlich die Leidenschaft, welche seine Tochter dem jungen Manne eingeflößt hatte; frei von den gewissen Ranges-Vorurtheilen bot er die Hand seiner Tochter dem verschlossenen jungen Manne an. Aber Helena, obwohl sie einwilligte, ließ ihrem Gemahl zu sehr den Stolz fühlen, welchen sie gegen einen Bürgerlichen hegte. Ohne sich dagegen je zu empören, ertrug der Künstler die Beleidigung, verdoppelte seine Zärtlichkeit, aber vergebens — bis er endlich sich in seiner Noth an eine Somnambule wandte. Er erhielt folgende Auskunft: „Der Hochmuth Ihrer Frau gestattet ihr nicht, eine Liebe gegen Sie zu fühlen; Sie haben aber ein Mittel, das Herz Helena's zu rühren, und zwar mit der Poesie. Sie haben die reine Stimme und den natürlichen sanften Ausdruck in Blick und Geberde, declamiren Sie ihr öfters die schönen Verse, welche ich Ihnen dictiren werde." Und die Somnambule citirte mehrere Strophen aus einem Dichter. Der unglückliche Liebende, ohne einen Erfolg zu erwarten, versuchte Abends die geheime Macht der Poesie, bis er endlich seine Frau in der That in das sanfteste und zarteste Geschöpf umwandelte, welche je ein menschliches Leben beglücken konnte.

Die Musik.

Diese schöne Kunst besitzt eine allgemein anerkannte magnetische Kraft. Wie anders könnte man aber auch die mächtigen Wirkungen des kriegerischen Marsches, des Kirchenliedes u. s. w. erklären. Die Harfe Davids besänftigte die Wuth Sauls, und um den einzelnen verirrten Europäer in den Wäldern Amerika's

schaaren sich wie bezaubert die trotzigen Wilden, um seinem Liede zu lauschen und darüber ihren Haß und ihre Grausamkeit zu vergessen.

In vielen Krankheiten hat die Musik eine auffallende Linderung des Leidens bewirkt; die Melancholie und der Spleen weichen der Musik, und die vom Gifte der Tarantel Getroffenen erregen ihren Körper mit dem mächtigen Liede, das daher auch seinen Namen la tarentella führt.

Manche musikalische Stücke erschüttern den ganzen Körper des Menschen, und dieß sind gerade die einfachen Arien, welche die Freude, die Thräne, den Jubel und die Andacht, den Muth und die Wehmuth hervorrufen. Viele Personen werden in ihrem Nervensystem von der Musik so gewaltig ergriffen, daß sie bei jedem Tone Schmerzen und Schrecken empfinden, und zwar sind dieß besonders Glasinstrumente, deren Klang Frauen oft in eine Art von krampfhaften Leiden versetzt.

Und der Mensch theilt diese Empfänglichkeit auch mit manchem Thiere. So das Pferd, der Hirsch, viele Vögel, und endlich manche ekelhaften Thiere, welche die dumpfen Löcher der Gefangenen beleben. Eine etwas komische Geschichte wird den Einfluß der Musik auf die Hunde beweisen:

In Städten, wo Militär liegt, pflegt man Abends Retraite zu blasen oder zu trommeln. In einem freien Orte versammelten sich regelmäßig alle freien Hunde mit den Tambours und Trompetern auf dem Platze vor der Hauptwache. Während dann getrommelt wurde, ging Alles ruhig zu, sobald aber die Trompeter bliesen, stimmten alle Hunde heulend in den Chor ein, so daß die Zuhörer bange um ihr Gehör wurden.

Eines Tages wollte der Regiments-Tambour, ein großer Mann, diesem Uebel abhelfen und drohte zuerst mit einem Stocke den Ruhestörern. Als dieß nichts half, lief er mit seinem langen Prügel auf die Hunde los, um sie handgreiflicher zu belehren. Die Bestien flohen heulend und andere nahmen die verlassenen Plätze ein, um das Geheul nicht aufhören zu lassen. Der Tambour sprang rechts und links, vor- und rückwärts, schwitzte schwere Tropfen, aber er konnte nichts ändern, die Zuschauer lachten, der lange Mann gerieth in Wuth, schleuderte seinen Stock und traf einen 14jährigen Knaben ins Bein. Endlich klammerte sich die Frau des Tambours an ihn fest und verhinderte ihn somit, mehr tolle Streiche zu machen. Die Musik zog endlich ab und ließ den magnetisirten Hunden das Schlachtfeld. Man verbot hierauf

den Eigenthümern der Hunde, dieſe frei herumlaufen zu laſſen und entzauberte ſomit dieſe armen Thiere, welche von der Gewalt der Muſik offenbar nur zu leiden hatten.

Der Magnetismus des Willens.

Unter dieſem Worte verſteht man die mächtige Gewalt des Willens, welche Jemand über einen Andern ausübt, indem er ohne Worte, ohne eine Geberde auf denſelben bloß ſeinen Willen richtet, ſo zwar, daß, wenn Paul bloß will, daß der Andere irgend etwas thue, dieſer auch den Willen vollzieht. So wie die Schlange den Vogel bannt, ſo daß dieſer, vom Blicke des Feindes getroffen, vom Baume fällt, ſo kann man ſeinen Willen auf einen Andern richten und ihn zwingen, wie willenlos zu gehorchen.

Allerdings exiſtirt dieſe Willenskraft nicht bei allen Menſchen; nur eine kleine Anzahl Menſchen beſitzt dieſes Vorrecht, ſo wie auch die Zahl derjenigen Menſchen, welche dem Einfluſſe des Willens der Andern ſo ausgeſetzt ſind, nicht unbeſchränkt iſt; ja es gibt ihrer weniger als ſolche, welche einer andern Art von Magnetismus unterworfen ſind. Die Empfindlichkeit ſolcher Menſchen muß zu einem hohen, faſt krankhaften Grade geſtiegen ſein. Der Mann, welcher die magnetiſche Kraft ſeines Willens über einen Andern ausüben will, muß ſich vorher erſt überzeugen, ob dieſer deſſen auch fähig iſt, und endlich muß der Magnetiſeur ſeiner Kraft blind vertrauen.

Ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, der zu der franzöſiſchen Armee in Afrika gehörte, einen gelehrten Ruf hatte, magnetiſirte ſo einen jungen Araber, während er denſelben die Finger ſeiner Hand zählen ließ; beim vierten Finger ſtockte die Sprache des Knaben und ſogleich auch überfiel ihn ein tiefer Schlaf. Dieſer Magnetiſeur erprobte noch öfter die Gewalt ſeines Willens an demſelben Menſchen; bald hielt er ihn durch ſolchen Schlaf mitten auf der Schwelle des Zimmers auf, bald ſchläferte er ihn in einem andern Zimmer trotz der Bemühungen von Perſonen ein, die den Knaben wach zu halten ſuchten.

In einigen Gegenden Frankreichs gibt es alte Weiber und Bettler, welche von ihrer magnetiſchen Willenskraft vielen Nutzen ziehen; die Bauern zählen dann nur die gelungenen Verſuche dieſer Künſtler und glauben feſt an ſie, auch wenn es denſelben nicht gelingt, jedem Menſchen ein Fieber zu bannen oder Stuhlgang zu verſchaffen.

Sie verfahren dabei folgenderweise: Die alte Person geht z. B. um sich ein Geschenk zu erzwingen, vor der Thüre derjenigen Person einige Male auf und ab, welcher sie Eins anhängen wollen. Sie blicken der knickerigen Person finster und fest in's Auge und murmeln einige Worte. Eine säugende Frau, ein Patient oder ein schwächlicher Mensch bemerkt dieß Benehmen und erräth bald, daß die Alte ihm Uebel will; man sucht die Zauberin sich geneigt zu machen und schenkt ihr etwas; in der That habe ich zwei Mütter gesehen, welche plötzlich, in Folge einer solchen Handlungsweise einer Alten, ihre Milch verloren; diese Frauen waren freilich sehr aufregbar und abergläubisch, so daß ein derartiger Einfluß leichter wirkt.

Wenn wir nun auch wissen, daß bei einer säugenden Frau der geringste Schrecken oft hinreicht, die Milch zu unterdrücken, so kann dieß doch nicht ganz den Umstand erklären, welchen wir hierbei angeführt haben. Denn oft wird eine Säugende mit einem Rheumatismus behaftet, was sich schwerer mit den gewöhnlichen Erklärungen jener Thatsachen vereinigen läßt.

Die folgende Erzählung aber wird die Gewalt des Willens außer allem Zweifel setzen. Der Kopf Antenors M. war der volle Ausdruck eines festen Willens, während der ganze Bau von Fräulein Ophelia N. ein schwächliches, zum Somnambulismus geneigtes Wesen bezeichnete. Die Zeugen des zu erzählenden Vorganges waren ernste, gebildete Männer, geübte Beobachter und erfahrene Kenner der Naturerscheinungen.

Antenor, ein ausgezeichneter Musiker, gab Unterrichtsstunden der jungen Ophelia, Tochter des Barons N. Mehreremale schon hatte Antenor bemerkt, daß sein bloßer Wille auf das Mädchen einen ungemeinen Einfluß ausübe und er benutzte dieß, um seine Schülerin in der Kunst vorwärts zu bringen. Er übte also eine so absolute Herrschaft aus, daß Ophelia sich nie zu widersetzen vermochte. Wenn sie mitten in der Unterrichtsstunde vor Ermüdung nachließ, so genügte ein Blick, sie zur Fortsetzung zu bestimmen; ohne sich durch Lob beirren zu lassen, spielte sie mit der größten Genauigkeit fort und fing von selbst das schwerste Stück wieder von vorn an, sobald sie es zu Ende gebracht hatte. Eines Tages fiel dieß Alles dem Lehrer selbst auf und er fragte sie hierüber, sie schwieg und als er sie ansah, fand er sie im folgenden Zustande: ihre Augen starrten weit geöffnet auf den ersten besten Gegenstand, ihre Haltung war unbeweglich, die Züge hatten ihren Ausdruck verloren, das bleiche, leblose Gesicht war

wie von Marmor, kurz nur in den Fingern lebte dieser junge Körper, und diese eilten über die Tasten wie im hellsten Bewußtsein der Künstlerin.

Antenor erschrack, ergriff sie beim Arme und rief: „Sind Sie unwohl, Ophelia?“ Das Mädchen fuhr zusammen, wie wenn sie aus einem tiefen Schlafe erwachte. „Ich bin sehr müde,“ versetzte sie, „ich habe ein entsetzliches Kopfweh.“

Aehnliche Erscheinungen traten bei den folgenden Lectionen ein. Der Vater war von der Meisterhaftigkeit des Spieles seiner Tochter entzückt und sprach mit dem Professor, welcher nicht wenig erstaunte zu hören, daß die Schülerin gerade zur selben Zeit die Uebungsstunde hielt, wo er zu Hause sich damit zu beschäftigen pflegte, die Noten zur künftigen Stunde zurecht zu legen. Zu Hause zurückgekehrt, wollte der erstaunte Lehrer eine genaue Probe von dem Zusammenhange seines Willens mit dem Geiste seiner Schülerin machen, sah an die Uhr und sagte mit befehlendem Tone: „Ophelia, gehen Sie ans Clavier und wiederholen Sie Ihre Aufgabe, ich verlange es; Sie werden nicht eher aufhören, bis ich es erlauben werde.“

Nach einer halben Stunde sagte er: „Es ist genug, ruhen Sie aus.“ Nach einer Weile wieder befahl er: „fahren Sie fort . .“ und endlich: „so, jetzt können Sie aufhören.“

Tags darauf überzeugte er sich, daß sein Wille pünctlich war befolgt worden, und jetzt gestand der Lehrer die seltsame Erscheinung dem Vater des Mädchens, welcher, ungläubig und betroffen, eine Probe verlangte. Diese war genau wieder so zweifellos ausgefallen, und der Vater nahm aus Besorgniß für das Wohl seiner Tochter seine Zuflucht zu einem alten Arzte, in dessen Einsicht er alles Vertrauen setzte.

Der Doctor wollte erst scherzen: „Sie glauben an den Magnetismus, Baron? An die Künste dieser Taschenspieler?“ — „Sagen Sie, was Sie wollen: ich habe Augen und Ohren und weiß, daß es Thatsache ist.“ — „Also,“ versetzte der Doctor, welcher seinen alten Freund nicht unnöthig beleidigen wollte, „ich kenne ein gewisses Mittel gegen das Nervenleiden Ihrer Tochter, aber Sie müssen mir helfen, Baron! Führen Sie den Lehrer Ihres Kindes zu mir, ohne ihm etwas von unserer Angelegenheit zu sagen. Sie gehen dann zu Ihrer Tochter und überwachen Alles sorgfältig. Jeder von uns nimmt zwei hellsehende Zeugen, eine gute Uhr — und dann mag Herr Antenor seine Künste machen, wenn er sie dann noch machen kann. Sie und Ihre

Tochter werden dann einsehen, daß Sie von keiner geheimen Macht geleitet werden und die Willfährigkeit des Mädchens wird dann wohl aufhören."

Alles war geschehen, wie der Doctor es verlangte; Ophelia war in ihrem Zimmer und unterhielt sich mit den Personen, welche sie beobachteten, ohne daß sie dieß wissen konnte, über Theater u. s. w., und lachte eben über die geistreichen Bemerkungen eines Herrn, als sie plötzlich erblaßte, die Augen starr wurden und ihre Haltung die Beweglichkeit verlor.

Sie erhob sich vom Stuhle und ging ans Clavier, wo sie sogleich mit der größten Leichtigkeit ein Stück wie aus dem Kopfe spielte. Als das Stück zu Ende war, nahm sie einen Stuhl, stellte ihn gegen die Wand, stieg darauf und holte ein Buch aus einem Büchergestelle herab, schlug es auf und declamirte eine Stelle aus einem Gedichte; hierauf warf sie das Buch zu Boden und tanzte, aber wie wider Willen; endlich setzte sie sich auf ihren Stuhl wieder hin, ihre Brust athmete tief auf und aus ihren Augen fielen häufig Thränen. Bald aber ward das Mädchen wieder ruhiger; sie nahm ein Schachspiel und ihr Vater nahm die Parthie an, welche sie aufgestellt hatte; er und die zwei Zeugen verloren hinter einander, ohne daß das Mädchen je das Spiel getrieben hatte. Sie lachte nach diesem dreifachen Siege, trat wieder ans Clavier und spielte einen kriegerischen Marsch. Endlich ging sie in ihren kleinen Garten, begoß die Blumen, pflückte einen Strauß und setzte denselben in ein Gefäß; nahm ihr Zeichengeräth und fing an die Blumen zu zeichnen. Hierauf schrieb sie einige Namen der Blumen und declamirte zuletzt einen Vers auf die Schönheit derselben. Plötzlich hielt sie an, betrachtete die Blumen wehmüthig, seufzte und rief: „Ihr armen Geschöpfe, wir werden zusammen verwelken — morgen gehen wir mit einander unserm Loose entgegen." Der Vater sprang erschreckt auf, fiel seiner Tochter um den Hals und weinte laut. Das Mädchen erwachte plötzlich, fiel in Ohnmacht und ward erst nach einer Stunde wieder zu sich gebracht.

Gleich nach der Sitzung kam der Doctor mit den zwei Zeugen zu der Kranken. Man verglich die niedergeschriebenen Notizen beider Parteien und fand sie ganz übereinstimmend. Alle diese Männer standen bestürzt vor der Gewißheit der Thatsachen. Eine so lange Reihe von Thatsachen konnte kein Zufall hervorgebracht haben — die Männer getrauten sich nicht, einander selbst darüber zu fragen. Ich kann die Namen dieser Männer, welche

ſich fürchten ausgelacht zu werden, nicht nennen, aber ſie konnten nun die Thatſache nicht läugnen.

Der Magnetismus der Uebertragung (gleichſam als Nachahmung.)

Im menſchlichen Leben gibt es Tage voll Hoffnung wie voll Muthloſigkeit, voll Liebe und voll Theilnahmsloſigkeit; man kann hinzufügen, daß es Tage gibt, wo der Gute ein größeres Bedürfniß fühlt, Gutes zu thun, ſo wie der Böſe Böſes; an ſolchen Tagen bedarf es nur des Beiſpiels, um uns fortzureißen.

Die Verbrechen zeigen ſich oft häufig hinter einander in einer gewiſſen Gegend; eines hat die andern erzeugt; eine mächtige Gewalt übt eine Art Anſteckung über die guten wie über die böſen Gemüther aus. Die Schwäche der Herzen ſcheint auf der Welt die Schuld und das Verdienſt zu tragen. Die Neigung zur Nachahmung ſcheint uns eingeprägt worden zu ſein; wie ein Echo, ſo wird von vielen Menſchen Gutes und Böſes wieder reflectirt.

Zu gewiſſen Zeiten vermehren ſich die Selbſtmorde auf eine erſchreckende Weiſe, ſo daß man meinte, es liege in der Luft eine Urſache davon; man ſagte, der Südwind erzeuge viel Hang dazu. Das mag möglich ſein — aber der Magnetismus hängt weit offenbarer mit ſolchen Geſetzen zuſammen. Die Gemüther können durch mannigfache Urſachen vorbereitet werden, aber endlich geſtimmt hallen ſie einen zufälligen Eindruck oft auf gleiche Weiſe zurück.

Sechs Studenten, ihre Mädchen am Arme, gingen eines Abends auf einen öffentlichen Ball. Nach dem Tanze kamen die Erfriſchungen, der Punſch; man lacht, man ſingt, man ſtreitet ſich und verſöhnt ſich wieder; ein einziger junger Mann grollte mit ſeinem Mädchen etwas hartnäckiger, weil ſie mit einem fremden Studenten ohne ſeine Erlaubniß getanzt hatte.

Das Mädchen ſah ihre Bemühungen zurückgeſtoßen, mit denen ſie die Eintracht herſtellen wollte und verbarg ihren Gram darüber, als die Heiterkeit der Uebrigen wieder zunahm. Da trat eine Bekannte heran und erzählt die Neuigkeit, daß eine vielgekannte Freundin ſich aus Verzweiflung mit Kohlenrauch um's Leben gebracht habe, weil ihr Liebhaber ſie verlaſſen hatte.

Die kurze Erzählung ward von andern Eindrücken wieder verwischt, nur das gekränkte Mädchen ward traurig, still und gedankenvoll. Tags darauf fand man sie auf dieselbe Weise todt, wie man Abends von der Bekannten erzählt hatte. Am folgenden Tage hatten vier andere Grisetten das Beispiel nachgeahmt und die ganze Studentenwelt gerieth in Alarm.

Zur Zeit der Einsiedler, unter dem Einflusse religiöser Schwärmerei, ergriff ein einziges Beispiel oft plötzlich eine Menge Männer und Frauen, man verließ Stadt, Haus, Mann und Kinder und zog sich in eine Einöde zurück, um den Entzückungen sich hinzugeben, welche den schwärmerischen Gemüthern theuer waren. Nachdem Origenes an sich die schauderhafte Operation vorgenommen hatte, um sich den sinnlichen Gelüsten zu entziehen, ahmten ihm Tausende von Männern nach, bis endlich das Concilium zu Nicäa sich darein legte.

Die Teufelsbesessenen im Mittelalter gaben mit wahrer Lust ihren Körper den Martern der Henker hin und täglich mehrten sich diese Opfer; in Gegenden, wo zufälligerweise ein Fremder war aufgegriffen worden, um als Beispiel gemartert zu werden, erhoben sich plötzlich wie durch Zauber zahlreiche Nachahmer der Thorheiten und des Muthes ihres unglücklichen Vorgängers. Die Märtyrer sollen in Wonne geschwelgt haben, wenn man ihre Glieder zerrte und die Körper zerschmetterte, und ihre Gesichter sollen den Jubel der Seele nicht verborgen haben. Und wenn ein Einziger aus Zaghaftigkeit lieber seinen Glauben abschwor als Schmerzen und den Tod leiden wollte — sogleich ward auch dieses Beispiel von Hunderten nachgeahmt.

Unter den neugläubigen Christen, welche man in den Todtengewölben von Corinth ergriff und nach Rom schickte, wo sie von wilden Thieren sollten zerrissen werden, befanden sich zwei Mädchen von seltener Frömmigkeit, Iphylie und Nelida. Ihre Freundschaft hatte erst vor wenigen Tagen sich gebildet und man trennte sie bei ihrer Gefangennehmung. Nach einem Monate Gefängniß ward Iphylie aus dem Kerker auf den Kampfplatz geführt. Mit mehreren andern Frauen ward sie an einen Pfahl gebunden. Ein Tiger sprang auf ein armes Opfer los — und beim Krachen der Knochen und als das Blut herumspritzte, überfiel das Mädchen die Angst und sie rief zur Göttin Venus um Hilfe! Mehrere adelige römische Frauen unter den Zuschauern, welche den Schrei hörten, schickten einen Gladiator hinab, welcher mit einem Sprunge den Tiger erreicht hatte und ihn mit seinem kurzen Säbel durch-

bohrt. Das wilde Thier aber beſaß noch Kraft genug, um ſich auf ſeinen Gegner zu ſtürzen, warf dieſen zu Boden und zerriß ihm den Bauch. Man band mittlerweile das Mädchen los und ſtellte ſie den Frauen vor, welche Antheil an ihr genommen hatten. Bald brachte man neue Opfer herbei und unter dieſen auch Nelida.

„Schwöre ab," rief ihr Iphylie zu, „rufe die Venus an und Du wirſt gerettet werden." Nelida blickte, anſtatt zu antworten, mit einem ſeligen Lächeln zum Himmel. Vier hungrige Löwen wurden hierauf losgelaſſen und nach einigen Secunden war der Leib des ſchönen Mädchens nur eine blutige Maſſe. Dieſes Beiſpiel erſchütterte die gerettete Iphylie ſo gewaltig und magnetiſirte ihren Muth ſo ſehr, daß ſie ſich erhob und plötzlich in die Arena hinabſprang mit dem Ausrufe: „Verzeihe mir, o Gott, meine Schwäche — Nelida, wir werden uns ſogleich wieder ſehen." Sie konnte die Worte nicht beenden, ein Löwe zerbrach ihr den Kopf mit ſeinem mächtigen Biſſe.

Ein Maler, welcher ſich damit beſchäftigte, Lithographien ausmalen zu laſſen, hatte etwa 20 Mädchen in ſeiner Werkſtätte angeſtellt, worunter einige plötzlich von hyſteriſchen Anfällen mit Zähneknirſchen und Convulſionen ergriffen wurden. Noch als man ſich mit dieſen Kranken Mühe gab, fielen mehrere andere in ähnliche Zuſtände und Tags darauf mehrte ſich nun die Zahl dieſer ſonderbaren Kranken ſo, daß der Maler endlich diejenigen Mädchen entließ, welche gewöhnlich den Anfang mit dieſem Auftritte machten. Darauf war die Krankheit unter den übrigen Mädchen wie verſchwunden.

Man muß aber auch im Guten die Gewalt des Beiſpiels geſehen haben, um ſich einen Begriff von jener fortreißenden Mittheilung irgend einer Kraft zu machen, die den menſchlichen Willen und die menſchlichen Nerven bei der herzhaften, willensſtarken oder nervenergreifenden That eines Dritten überfällt.

Wir haben in Paris vor dem Gartenthor von Tivoli einmal einen Bettler mit ſeiner 13jährigen Tochter ſtehen ſehen. Das Mädchen ſang, der Alte ſchlug die Harfe, das Holztellerchen des Blinden blieb leer, die vergnügungsſüchtige Maſſe hatte kein Ohr für die Klagen des Elends. Da traten drei berühmte Sänger, Madame Damoreau-Cinti, Herr Martin und Ponchard eben unter das Thor, die Künſtlerin ſieht den Alten und ein glücklicher großmüthiger Gedanke fährt ihr durch den Kopf, als ſie ſeine leere Schüſſel erblickt. Nach einigen Worten zu ihren zwei Be-

gleitern tritt sie zu dem armen Paare, nimmt die Harfe und so singen die drei berühmten Künstler ein sehr beliebtes Terzett. Die Pariser bleiben stehen, von allen Seiten eilen die Menschen zusammen, Jeder erfährt bald, wer die drei Sänger seien, man steigt einander auf die Schultern, der Tanzsaal war leer geworden. Da ergreift Mad. Damoreau den Holzteller des Bettlers und sammelt. Alles beeilt sich, Kupfer, Silber und selbst Gold regnet in den Teller, die edelmüthige Sängerin muß ihn öfters in den Hut des Armen ausleeren und legt endlich, so wie ihre zwei Helfer, in die Hand des Mädchens ein Goldstück, um sich neue Kleider, Tuch und Hut zu kaufen, wie sie sagt.

In Afrika herrscht unter den mauriſchen Frauen eine merkwürdige Wuth zu tanzen, indem sie dabei schreien, schluchzen und endlich erschöpft zu Boden stürzen. Einst hielt man diese Tänze geheim, nur Weiber durften zuschauen, seit der französischen Eroberung aber konnten mehrere Männer Zeugen dieses sonderbaren Schauspieles sein. Die Scene ist ungefähr folgende:

Im Hintergrunde einer langen und dunklen Stube hockt ein altes Weib, die im Geruche einer Hexe steht, vor einer Glutpfanne, worein sie Weihrauch wirft; 3—4 eben so alte und häßliche Weiber, auf Strohmatten sitzend, halten weite irdene Gefäße in der Hand, welche mit einem Holzdeckel versehen sind. Auf diese Art Trommel schlagen sie, um einen Tact zu erzeugen. An den Wänden des Gemaches stehen die Frauen, welche den Tanz mitmachen wollen, aufgeregt durch die wunderbaren Erzählungen von den Eindrücken des Tanzes, in schweigender Erwartung.

Dann tritt ein Weib, welches an diese Art Aufregungen schon gewöhnt ist, vor die Gluthpfanne, neigt sich über den Weihrauch, athmet die Gerüche in vollen Zügen ein, kehrt sich dann um mit hochrothem Gesicht und weit geöffneten Nasenlöchern und nach einigen Körperverrenkungen neigt sie sich wieder über die Rauchwolken. Endlich rühren sich die Trommeln, anfangs langsam und fast melancholisch und immer rascher und rascher, während die Tänzerin in derselben Weise ihre Bewegungen beschleunigt. Unter den wüthendsten Schlägen der alten Weiber stürzt endlich die Tänzerin, nachdem sie von dem Geheul aller Weiber in eine wahre Betäubung versetzt wurde, unter den schauderhaftesten Zuckungen des ganzen Körpers zusammen.

Dieser Zustand der Aufregung ist keineswegs verstellt, wie wir in Europa es bei vielen Somnambulen finden; jene mauriſchen

Weiber schlagen sich oft tiefe Wunden, verletzen oft lebensgefährlich den Kopf und unsere Aerzte haben bei der Untersuchung einer solchen Wüthenden alle Symptome eines leblosen Zustandes gefunden.

Die alten Weiber reiben dann die Brust der Tänzerin und tragen sie in ein anderes Zimmer. Eine andere Frau tritt den Tanz an und oft stürzen mitten in dem Wirbel dieses Wahnsinns mehrere zugleich durcheinander, unfähig, bloße Zuschauerinnen zu bleiben, und man hat Kinder, namentlich Mädchen, welche zufällig in das Zimmer traten, von derselben Wuth ergriffen werden sehen.

Die Völker Afrika's erklären sich diesen Zustand dadurch, daß sie annehmen, diese Weiber würden vom bösen Geiste besessen; Andere meinen, eine himmlische Entzückung bemächtige sich ihrer; mehrere Mauren in Algier erinnern sich der Prophezeiungen solcher Geschöpfe, worin die Flucht des Deys von Algier und der Fall des Volkes vorausgesagt worden war.

Es liegt eine merkwürdige Gewalt in dem Einflusse dieser Beispiele auf den menschlichen Willen und auf die menschlichen Nerven. Heiterkeit, Fallsucht, Luxus, Spleen in England, Grimassen und Laster pflanzen sich fort und die Eltern und Erzieher, Aerzte und Polizei werden zuweilen von solchen außerordentlichen Erscheinungen in Verzweiflung gesetzt.

Man hat sich damit viel beschäftigt, um die Natur dieser Kraft zu erforschen, aber man hat es zu keinem genügenden Erfolge gebracht. Die Betrügereien mit dem Magnetismus haben allen ähnlichen Untersuchungen den Credit geschmälert, während doch Jedermann anerkennt, daß an allen den magnetischen Erscheinungen viel Wahres ist, und man diese Naturkraft so wie die anderen allmälig erkennen kann.

Die Extase.

Wir kommen zu zwei andern Nervenerscheinungen: die Extase und die Hellseherei (oder Hallucination). Man könnte sie beide mit einem Namen nennen: Träume im wachen Zustande (Schlafwachen).

Die Extase ist der Zustand einer tiefen Betrachtung ohne einem Anscheine von Schlaf; die Personen sind starr wie Bildsäulen, die Augen weit geöffnet und unbeweglich; die Sinne wie ohne Empfindung mit Ausnahme des Gehörs, welches thätig bleibt. Im Geiste mit einem eingebildeten Wesen beschäftigt, ganz

versenkt in die Anschauung desselben, spricht, singt, lächelt der Verzückte und drückt in seinen Zügen und Worten eine unendliche Wonne aus. Das Opiumrauchen erzeugt einen ähnlichen Zustand — aber der Blödsinn und andere schwere Krankheiten sind die unglücklichen Folgen dieser künstlichen Aufregung. Die Orientalen verehren einen solchen Verzückten; sie sagen, man soll ja nicht die reinen Augen und Wangen eines solchen Menschen trüben. Mir sagte ein solcher Verzückter: Er habe den Schlüssel zum Himmel Mahomets gefunden.

Ein junger Dichter war von solchen Zuständen allmälig auf den höchsten Grad von Verwirrung gebracht worden. Immer auf der phantastischen Jagd nach Nymphen und Sylphiden hatte seine Einbildung ihm eine ideale Schönheit geschaffen, nach welcher er seine Arme ausbreitete, an die er seine begeisterten Gedichte richtete und mit der er fortwährend sprach. Sein Gesicht drückte eine fortwährende himmlische Trunkenheit aus. Wenn dann die Verzückung vorüber war, trat er wieder mit Gelassenheit seine Tagesgeschäfte an, welche ihm aber keinen Reiz abgewinnen konnten. Er kümmerte sich ab und verfiel endlich in eine Krankheit, deren Krise wie mit einem Schwamme alle die früheren Bilder und Gefühle verwischte und ihn daher zur völligen Genesung führte.

Hellseherei.

Bei der Hellseherei träumt man ebenfalls mit offenen Augen, nur sind dabei alle Sinne wach und thätig. Man kann sagen, daß ein oder mehrere Sinne dabei deliriren. Aber es existiren oft keine Ursachen von den vielen Wahrnehmungen, welche diese aufgeregten Sinne haben und man kann sich nur erklären, daß das Gehirn die einzige Quelle derselben sei. Bei gewissen organischen Leiden sind die Organe wirklich in dieser oder jener Thätigkeit, weil die Ursache dazu vorhanden ist, und dann kann man nicht sagen, daß Hallucinationen vorhanden sind, weil zu Hellsehereien eben keine äußere Ursache nöthig ist. Wenn J. J. Rousseau von seinem 30. Jahre bis zu seinem Tode immer einen Lärmen im Ohre hörte, so war das keine Hellseherei, sondern es rührte von einer Krankheit, von einem Aneurysma gewisser Arterien her, das Geräusch ward wirklich gehört. Im Gegentheil war der berühmte Pascal, der vor sich oft einen Abgrund sich eröffnen sah, wirklich die Beute einer Hallucination; dieses Leiden rührte

bei ihm von einem großen Schrecken her und das Gehirn war daher stark ergriffen worden.

Viele Leute auf dem Lande glauben steif und fest, in der Nacht ein Kettenrasseln, Klappern der Knochen gehört zu haben; sie erzählen von Unholden, Gespenstern, Geistern heimgesucht worden zu sein. Sie glauben dieß Alles in der That und es ist kein Zweifel, daß eine Hellseherei vorgekommen sei; oft waren gescheidte Diebe die unmittelbare Ursache, indem diese sich verkleideten oder ähnliches Geräusch erzeugten, dann kann man von keiner Hallucination reden; aber der Schrecken erzeugt oft Bilder, Vorstellungen von Tönen, Gerüchen ꝛc., zu welchen keine Veranlassung vorhanden war. Wir werden aber in diesen Gegenstand mehr eingehen.

Hellseherei aus Aberglauben.

Im Süden von Frankreich hatte ich während mehrerer Wochen Gelegenheit, auf einem kleinen Besitzthum eines Freundes mitten unter Landleuten zu leben, welche keinen Fehler hatten, als eine übertriebene Sparsamkeit und eine totale Unwissenheit, daher einen ungemeinen Aberglauben. Mein Freund ließ mich oft von meinen weiten Reisen erzählen und ich mußte immer wieder fortfahren, obwohl mein großes Publikum fast Alles für Wunder hielt, so daß ich oft in Verlegenheit gerieth. Unter meinen zahlreichen Zuhörern war Meister Boudon der aufmerksamste und neugierigste; er fragte mich nach den geringfügigsten Umständen, ihm entging nichts, er wollte Alles wissen; er besaß eine gute Erzählungsgabe und galt als der beste Geschichtenerzähler im Orte. Eines Morgens kam er mit meinem Freunde auf mein Zimmer.

„Herr," sagte er, „Sie haben so viel gesehen und sind so weit gewesen; Sie haben mit allerhand Leuten gesprochen, mit Derwischen, Fakirs, Marabuts und Magiern; Sie haben die Werke der Weisen von Memphis und Altgriechenland gelesen — Sie kennen so viele wunderbare und geheime Dinge — Sie könnten mir einen Gefallen thun!" — „Wo Teufel haben Sie das Zeug Alles her, Meister Boudon?" rief ich verdutzt über die Sprache des Bauern. — „Ich habe das Alles von einem alten Einsiedler gehört, der mich in meiner Jugend lesen lernte — ach wenn er nicht zu zeitig gestorben wäre, so wäre Meister Boudon auch ein Weiser! leider bin ich auf halbem Wege stehen geblieben

und daher bitte ich Sie jetzt, mir nur ein Geheimniß anzuvertrauen!" — „Nun, so laſſen Sie hören!" — „Das Geheimniß, den Alp zu vertreiben." — „Zuerſt müſſen Sie mir aber ſagen, was Sie unter dem Alp ſich vorſtellen?" — „Ah, ich meine den böſen Geiſt, der in der Nacht um die Häuſer ſchleicht, bald wie der Währwolf, bald wie ein Affe oder wie ein altes Weib, das auf einem Beſen reitet und uns Unglück, Krankheiten, Viehſeuchen und Feindſchaften über den Hals wirft. Mir hat er ſchon tüchtig zugeſetzt, aber mit Hilfe der Reliquien des heil. Hubert, die ich ſeit meiner Kindheit um den Hals trage, befinde ich mich perſönlich wohl, aber mit meinem Vieh konnte ich ihm nicht ausweichen; ſeit drei Nächten macht dieſer Teufel von Alp in meinem Stalle ein hölliſches Spectakel; er ſetzt ſich auf die Pferde, daß ſie zu galoppiren anfangen; ſchnalzt mit der Peitſche, zwickt die Ochſen, erſtickt mir die Schafe mit dem Geſtank, den er hinter ſich läßt und hätte damit auch meinen Stalljungen, den armen Jacquot, bald umgebracht; geſtern lag er ganz gelb und wie todt in dem Heuſchuppen, wohin er ſich verſteckt hatte." — „Aber das iſt ein Traum, Meiſter Boudon, was Sie uns da zum Beſten geben," rief ich lachend. — „Ach lachen Sie nicht, ich ſelbſt habe das Getöſe gehört und auch mein Weib, das im Bette neben mir ärger zitterte, als der ſchlechteſte Zahn meines Großvaters wackelte; Jacquot kann es Ihnen beſtätigen, der arme Kerl, der ſich vor Furcht bis über die Ohren unter ſeine Decke verſteckt und ſeit drei Nächten vor Angſt mit den Zähnen klappert." — „Und Sie haben nicht den Muth und die Neugierde gehabt, nachzuſehen, woher der Lärmen kam?" — „Freilich that ich's, aber Alles war wieder ſtill geworden, denn der Alp ſcheut das Licht." — „Alſo müſſen Sie aus Vorſicht eine Laterne in Ihrem Stalle brennen laſſen." — „Ach ja! aber der Alp bläſ't das Licht aus, wenn man eingeſchlafen iſt und fängt ſeinen Rumor erſt recht an; ich habe oft die handgreifliche Probe davon gehabt."

Ich konnte ihm gut ſagen, daß das Alles merkwürdig oder eigentlich unmöglich ſei, während Alles ſo ganz natürlich zugehe; daß der Vieharzt ihm die Krankheit ſeines Viehes erklären werde und der außerordentliche Lärmen nur in ſeinem Gehirn vorkomme; er wollte an nichts glauben. Meiſter Boudon war an ſolchen Hellſehereien wie angewachſen; er ſchwur bei ſeiner Seele, in ſeiner Jugend ſammt dem Einſiedler ein **Labarum** (ein Kreuzzeichen) am Himmel geſehen zu haben, das dem ganz ähnlich geweſen ſei, welches Kaiſer Conſtantin geſehen hatte; und

das ganze Dorf glaubte daran. „Ich bitte Sie inständig, geben Sie mir eine Zauberformel, ein Amulet, was Sie nur wollen, damit ich dieses Teufelszeug vertreiben kann. Die Gebete, welche ich gezahlt habe, nützen nichts; aber von Ihren Reisen nach den Pyramiden und Tombuctu werden Sie wohl ein untrügliches Mittel dagegen mitgebracht haben."

Ich wollte lachen, sah aber ein, daß Nichts meinen Mann belehren werde, als eine handgreifliche Lection; ich nahm daher eine ernste Miene an und sagte: Meister Boudon, Sie haben mit wunderbarer Treue des Gedächtnisses die fremden Namen alle gemerkt, welche wie helle Sterne durch die Nacht der Zeiten glänzen; Sie haben in mir damit jeden Widerwillen überwunden, Ihnen mein Mittel mitzutheilen. Ich will Sie in unsere Kunst einweihen." Und während der Meister vor Freude strahlte, erklärte ich ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit, wie er an seiner Stallthüre ein Loch so groß wie ein Ei machen, dieses von außen und innen mit Papier überkleben und in den hohlen Raum mehrere kleine Körner legen solle, welche ich ihm gab (es waren Tabakkörner). Das nächtliche Wesen, welches nach dem Spectakel immer wieder Alles in Ordnung bringt, wird nur durch dieses Loch hinein in den Stall gelangen können, wobei es das Papier zerreißen und die Körner verstreuen wird. Während dasselbe dann sich bemüht, die Körner wieder aufzulesen, könne dann der Meister im Stalle mitsammt seinem getreuen Jacquot dem boshaften Gespenste eine derbe Lehre geben. Daher soll er sich schon Abends in dem Stall verstecken.

Die Leser können sich denken, wie pünctlich Alles befolgt ward; Nachts schlich ich mich dann an den Stall heran und stieß mit meinem Stock die Papierverklebung ein. Sogleich begann ein Schreien, Stoßen, Schlagen darin, wie auf einem Schlachtfelde; Meister Boudon und sein Jacquot ermuthigten einander und theilten einander Schläge mit, deren Schmerzen ihrem Verstande zu Hilfe kamen. Am meisten schien aber die Ueberzeugung ihr Gehirn beruhigt zu haben, daß der Hausfeind gewiß lahm und elend seine nächtlichen Schlupfwinkel aufgesucht habe. Boudon lebte sofort in Ruhe, die Hallucinationen waren somit geheilt worden und hatten eine starke Kur gebraucht.

Hier sind die Eindrücke auf das Gehirn so mächtig geworden, daß sie Bilder und die ganze Reihe von Seelenzuständen hervorriefen, welche aus jenen freigeschaffenen Bildern entspringen

mußten. Wir nennen ſolche Zuſtände Hallucinationen oder Hellſeherei.

Im Gegentheile gehört folgender Fall in eine ganz andere Reihe menſchlicher Leiden: Ein Mann wird auf ſeinem Geſchäftswege von einem tollen Hunde gebiſſen und die Waſſerſcheu bricht auch bei ihm aus; man heilt ihn wunderbarer Weiſe — aber 6 Monate ſpäter muß er denſelben Weg machen und auf der gewiſſen Stelle überfällt ihn wieder die Hundswuth — und nachdem er wieder gerettet wird, widerfährt ihm dieſes Unglück noch öfter aus denſelben Gründen — bis der Miniſter ihm in einer fremden Gegend eine Stelle gibt; ſeit dieſer Zeit iſt er geheilt.

Aber in dem Werke des Dr. Lelut, Oberarztes im Männer-Narrenhauſe im Bicêtre bei Paris, treffen wir wieder merkwürdige Fälle von Hallucinationen; er ſtellt uns zwei verſchiedene Grade der Hellſeherei auf: Sokrates, alle großen Reformatoren, die Propheten u. ſ. w. verdankten alſo einer inneren Stimme die hohen Gaben und befanden ſich meiſt in dem ungewöhnlichen Zuſtande der Hellſeherei, dieß wäre der höhere Grad. Wir erklären uns die Begeiſterung dieſer Männer und die Weiſſagungen der Einen als Wirkung der Stärke ihrer geiſtigen und moraliſchen Anlagen, mit welcher ſie eine gute Idee eben ſo energiſch durchführen wollten, als große Böſewichter die ſchlechten. Ein beſonders klarer Kopf vermag wohl auch mit großer Wahrſcheinlichkeit in etwas allgemeinen Ausdrücken künftige Dinge vorauszuſagen, welche vielen beſchränkten Köpfen nicht einfallen. In unſern Tagen begegnen wir Männern, welche mit großer Beſtimmtheit Veränderungen vorherſagen, die in Sitten und Geſetzen eines Volkes eintreffen.

Wir leſen in La Harpe's Werken über den Verfaſſer des verliebten Teufels: „Ich glaube noch, es war geſtern — und doch war es im Anfange 1788. Wir ſaßen bei Tiſch, unſer Wirth war ein Collega an der Akademie, ein geiſtreicher Mann. Die Geſellſchaft war zahlreich und beſtand aus Leuten aller Stände, Hofleuten, Juriſten, Schriftſtellern, Akademikern u. ſ. w., wir ſpeiſ'ten gut, zuletzt ſtimmte uns der Wein zu jener Heiterkeit, welche nicht immer den guten Ton beobachtet; Alles war erlaubt, wenn es nur lachen machte; Chamford las uns aus ſeinen ausgelaſſenen Erzählungen vor und die Damen hörten zu, ohne ſich hinter ihre Fächer zu verbergen. Darauf brach eine wahre Sündfluth von ſchlechten Witzen über Religion und alles Hei-

lige aus, man lachte, applaudirte, pries die Philoſophie für ihre Erleuchtung der Menſchen und hoffte von ihr die Segnungen der Freiheit zu bekommen.

Ein einziger Gaſt hatte an der allgemeinen Freude nicht Antheil genommen und ſich ſogar, wiewohl ſehr ſanft, über dieſe Luſt mit einem Witze geäußert; es war Cazotte, ein liebenswürdiger und origineller Mann. „Meine Herren," rief er, „ſeien Sie zufrieden; Sie werden Alle dieſe große Revolution ſehen; Sie wiſſen, ich kann etwas prophezeien, ich wiederhole Ihnen, Ihr Lieblingswunſch wird erfüllt werden." — Man verſetzte mit dem alten Liedrefrain: „Dazu braucht's keinen großen Propheten." — „Meinetwegen, aber vielleicht muß man doch etwas mehr ſein, um das zu ſagen, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde." — „Ah," rief Condorcet aus, „laſſen Sie hören, ein Philoſoph iſt nicht ärgerlich, einen Propheten zu treffen." — „Sie, M. Condorcet, werden auf dem Pflaſter eines Gefängniſſes ſterben, Sie werden ſich ſelbſt vergiften, um nicht unter der Hand des Henkers zu ſterben; die ſchönen Zeiten, von denen Sie Alles hoffen, werden Sie zwingen, ſtets Gift bei ſich zu tragen." — Alles lachte, manche verbargen aber damit nur ihr Erſtaunen. „Herr Cazotte, die Geſchichte, welche Sie uns da erzählen, iſt lange nicht ſo unterhaltend, als Ihr verliebter Teufel; welcher böſe Geiſt ſetzt Ihnen aber auch Sachen in den Kopf, wie Gift, Henker, Gefängniß? Wie ſoll das Alles mit dem Reiche der Vernunft, der Freiheit und der Philoſophie zuſammen hängen?" — „Gerade das meine ich ja; im Namen der Menſchheit, der Vernunft ꝛc. wird man Ihnen das Alles anthun, und zwar gar nicht weit von den Tempeln der Vernunft, die man überall errichten wird." — „Bei Gott," rief Chamford, „Sie werden wenigſtens kein Prieſter dieſer Tempel ſein." — „Ich hoffe nicht," ſagte Cazotte ruhig, „aber Sie, Herr Chamford, der Sie einer ſind, und ſehr würdig ſind, einer zu ſein, Sie werden ſich die Adern mit 22 Schnitten öffnen, und doch werden Sie erſt nach einem Monate ſterben." Man lachte noch immer. „Sie M. Vicq. d'Azyr, werden ſich zu Ader laſſen, als wollten Sie die Gicht an ſich behandeln, um in der Nacht zu ſterben. Sie M. Nicolai, M. Bailly werden auf dem Schaffot enden." — „Er iſt gnädig," rief Herr Boucher aus, „und läßt nur die Akademiker opfern, wir kommen wohl mit einem blauen Auge davon." — „Sie werden ebenfalls auf dem Schaffot ſterben." — „Ah das gilt eine Wette; er hat geſchworen, uns Alle auszurotten."

— „Ich habe es nicht geſchworen.“ — „Alſo ſind es wohl die Türken und die Tartaren, unter deren Gewalt wir verfallen ſollen?“ — „Ach keineswegs; Sie werden unter der Herrſchaft der Vernunft allein ſtehen. Ihre Oberherren werden ſich Philoſophen heißen, werden den Mund immer voll Phraſen von Menſchenrecht und Freiheit, Vernunft und Menſchlichkeit nehmen.“.. Man hielt ihn für einen Narren, denn er fuhr immer mit der größten Ruhe fort... „Und wann wird das Alles kommen, Herr Cazotte?“ rief Chamford. „Sechs Jahre werden noch nicht vorüber ſein, ſo wird meine Prophezeiung ſchon in Erfüllung gegangen ſein.“ — „Und ich?“ rief ich (La Harpe) aus, „mich können Sie zu nichts brauchen?“ — „Sie werden ein guter Chriſt werden,“ verſetzte Cazotte. Die ganze Geſellſchaft rief verwundert ihre Zweifel aus. „Ah, da bin ich wieder ruhig,“ ſagte Chamfort, „wenn wir nicht eher zu Grunde gehen werden, bis La Harpe ſich bekehrt, ſo ſind wir unſterblich.“ — „Und wir Frauen,“ rief Mad. de Grammont aus, „ſcheinen doch die Vorrechte unſeres Geſchlechts zu behalten; man wird uns ſchonen, auch wenn wir uns etwas dreinmiſchen werden.“ — „Ihr Geſchlecht wird keine Schonung erfahren, man wird ſie wie die Männer behandeln.“ — „Aber da ſagen Sie uns ja das Ende der Welt voraus, Herr Cazotte.“ — „Ich weiß das nicht — aber was ich weiß, das iſt, daß Sie und mit Ihnen viele Damen in dem großen Karren zum Schaffot werden geführt werden, die Hände auf dem Rücken gebunden.“ — „Ach ich hoffe doch, daß man mir in dieſem Falle wenigſtens einen Trauerwagen geben wird.“ — „Alle Damen werden in dem Karren fahren, die Hände am Rücken zuſammengebunden.“ — „Alle Damen? auch die Prinzeſſinnen?“ — „Noch größere Damen.“ — Man erſchrack, der Spaß ging etwas weit, Mad. de Grammont fragt nicht nach dem Stande jener Damen. „Sie werden ſehen, er läßt mir nicht einmal einen Beichtvater.“ — „Nein Madame, Sie werden keinen haben, keinen Menſchen. Der letzte Verurtheilte, der einen Beichtvater erhalten wird, das wird der . . .“ er endigte ſeinen Satz nicht. „Friſch zu! wer iſt der Glückliche, der dieſes Privilegium haben wird?“ — „Es wird ſein letztes, einziges Privilegium ſein, das wird der König von Frankreich ſein.“ — Der Herr vom Hauſe erhob ſich ärgerlich, ging auf Cazotte zu und ſagte ihm mit einem durchſchneidenden Tone: „Mein lieber Cazotte, das heißt den Scherz zu weit treiben, Sie ſetzen ſich und die Geſellſchaft, in der Sie ſind, einer Mißdeutung aus.“ Cazotte wollte ſich zurückziehen,

aber Mad. Grammont gab sich Mühe, den Vorfall ins Scherzhafte zu spielen und trat zu Cazotte: „Aber Herr Prophet, der Sie uns so viel über unsere Zukunft zum Besten geben, Sie sagen uns nichts über das Ihrige.“ Cazotte blieb schweigend und mit niedergeschlagenen Augen stehen. „Madame,“ sagte er, „haben Sie die Belagerung Jerusalems von Josephus gelesen?“ — „Freilich, aber thun Sie, als wüßte ich nichts daraus.“ — „Nun, während der Belagerung ging ein Mann sieben Mal um die Stadt herum und rief vor den Kämpfern aus: „Wehe dir Jerusalem! Wehe mir selbst!“ Und am siebenten Tage, beim Beginne seiner Trauerwanderung, erschlug ihn ein feindliches Geschoß.“ Bei diesen Worten verbeugte sich Cazotte und ging hinaus.

Die Vorhersagungen Cazotte's haben sich alle genau erfüllt; alle Personen gingen zu Grunde, wie er es prophezeit hatte; er selbst starb auf dem Schaffot. La Harpe, der Gotteslängner, der Revolutionär, ward verhaftet, in's Gefängniß in den Luxembourg geführt, wo er sich bekehrte. Nach seiner Befreiung lebte er noch bis 1803, wo er als echter Christ starb. — Cazotte hatte mit hellem Geiste in seiner Zeit und in der ganzen Geschichte gelesen und konnte Dinge vorhersagen, welche den Gesetzen folgen müssen, die Gott seiner Welt gegeben hat.

Ich meine: der Schlaf ist ein erzwungenes Resultat des Wachens, eine Zeit der Ruhe zur Wiederherstellung der Kräfte, welche durch das Leben des Tages ermüdet worden sind. In allen Zeiten hat man gesucht, sich mit gewissen Mitteln einen ruhigen Schlaf zu verschaffen, denn je ruhiger er ist, desto mehr erfrischt er. Die Erfahrung scheint zu bestätigen, daß gewisse Substanzen, innerlich genommen, angenehme Träume im Schlafe erwecken, und daß andere eine Aufregung mit Delirium erzeugen. Die Türken und Chinesen kauen und rauchen das Opium und bereiten sich damit reizende Träume, leider schwächt es Gehirn, Nerven und Verstand.

Nach Herodot sollen die Scythen Hanfkörner auf glühende Steine gelegt und sich mit dem Duft derselben berauscht haben. Schaw erzählt dieß von einigen arabischen Stämmen; gewisse Pflanzen-Ausdünstungen regen Zank an; Belladonna-Extract auf eine Wunde aufgelegt, erzeugt Delirium, im Auge Doppelsichtigkeit; man hat Recepte von Porta und Cardan, um sich Visionen zu verschaffen, und daher die sogenannte magische Salbe zu erzeugen. Die Liebestränke, Pomaden und Pulver waren und

sind von solchen Substanzen zusammengesetzt. Die Priester der Isis und Ceres ließen ihren Anhängern einige solche Mittel zu sich nehmen und erhitzten damit ihre Phantasie, so daß sie zu wirklichen Hallucinationen sich erhob. Früher ließen sie daher ihre Jünger fasten und sich kasteien, und sich durch wunderbare Lecture aufgelegt machen.

Leider besitzen wir kein Mittel, um auf eine nachhaltige Weise den Unglücklichen die Wohlthat des Schlafes zu bereiten, ohne zugleich ihre Gesundheit zu gefährden; die Wissenschaft muß hier noch einen großen Schritt thun, um die Stelle der Vorsehung zu vertreten.

Das electro-sympathische Fluidum.

Die Erscheinungen dieses Fluidums sind so häufig, aber meist als das Werk des Zufalls betrachtet, daß sie unbeachtet gelassen werden, und doch könnte man vielleicht mit Hilfe dieser Kraft dahin gelangen, die prophetischen Träume zu erklären, welche wirklich vorkommen.

Viele Menschen empfinden plötzlich, ohne sich eine Ursache nennen zu können, eine Freude, ein Leid, oder haben eine Ahnung von Ereignissen, die wirklich zur gewissen Zeit sich zutragen. Wenn der menschliche Organismus von einer körperlichen oder geistigen Bewegung erschüttert wird, so wird sein Nervensystem heftig erregt und gewiß eine „Ausdünstung," um es so zu nennen, folgen, welche uns nicht bewußt wird; vielleicht sind diese flüchtigen Producte bei der Freude nicht dieselben, wie beim Unglück u. s. w. So kann sich dann von einem Menschen ein Strahl gleichsam bilden, der mit der Schnelligkeit des Gedankens den Raum durchläuft und an einem verwandten Puncte eine Wirkung erzeugt. Weitere Gedanken hierüber können wir nicht niederschreiben, ohne die Grenzen dieses Werkes zu überschreiten.

Lord Byron reiste im westlichen Griechenland; sein Führer ward plötzlich von einem nervösen Zittern überfallen; hierauf fühlte dieser seine Kräfte zusammenbrechen und endlich mußte er sich legen. Byron fragte ihn über die Ursache und der Führer erwiederte:

„Nicht weit von uns muß eine schreckliche Begebenheit vorgehen, Herr! glauben Sie mir und halten wir einige Zeit an; vor zwei Jahren hatte ich ähnliche Zustände und da ich mich deßhalb etwas verzögerte, so entging ich einem großen Unglück; zur selben Zeit massakrirten die Türken unsere Landsleute in Argos.

Byron glaubte nicht daran und ſetzte ſeinen Weg fort, ſobald der Führer ſeine Kräfte wiedergefunden hatte. Bald bemerkten ſie Blutſpuren und gleich darauf erblickten ſie 8 Leichen, welche noch kaum das Leben aufgegeben hatten. Der Lord hielt Alles für Zufall, machte aber ſpäter den Fall bekannt.

Frauen haben einen Schmerz in der Bruſt empfunden, ſo oft ihre Männer verwundet wurden, welche weit entfernt waren; ſo auch Freunde fühlten oft heftige Erſchütterungen, die Einem von ihnen das Unglück des Andern ahnen ließen; beſonders erzählt man dieß von Zwillingsbrüdern. So haben weit entfernte Söhne die Sterbeſtunde ihrer Mütter empfunden und ich ſelbſt war Zeuge eines ähnlichen wunderbaren Ereigniſſes, obwohl ich ſelbſt nie Ahnungen hatte.

Einen ſehr intereſſanten Fall von ſympathiſchen Wirkungen erzählt Gratien de Saumur, den man gewiß nicht der Leichtgläubigkeit beſchuldigen kann und der daher geſteht, es gäbe einige Fälle von erfüllten Ahnungen.

„In meiner Kindheit kam in unſer Haus oft eine Frau von etwa 40 Jahren, welche man Madame de Saulce nannte, ihr Mann war ein reicher Coloniſt auf St. Domingo. Beide kamen zur Zeit der Revolution nach Frankreich. M. de Saulce reiſte einige Male in die Colonien zurück, während ſeine Frau in Paris blieb. Sie war eine ſehr gute Dame, einfach, nicht nervös, ohne Aberglauben, ohne düſtere Ideen. Während der letzten Reiſe, ihres Mannes befand ſie ſich eines Abends in einer Geſellſchaft am Lande bei einem Kartenſpiel. Plötzlich fiel ſie auf ihren Stuhl zurück und rief aus: Mein Gott, M. de Saulce iſt geſtorben!

Man eilt ihr zu Hilfe, ſagt ihr, wie wenig Wahres an einer ſolchen Viſion ſein könne und ſie nimmt Vernunft an. Jedoch gelang es ihr nicht, ihre Unruhe ganz zu beherrſchen und erwartete von ihrem Gemahl mit unendlicher Angſt die Nachricht von ſeinem Befinden. Sie erhielt bald günſtige Nachrichten, aber die Briefe waren früher abgeſchickt worden, als ſie jene Vorahnung gehabt hatte. Endlich empfing ſie einen Brief von Domingo, ſchwarz geſiegelt und von fremder Hand adreſſirt. Ein Nachbar des Herrn v. Saulce hat das Schreiben an einen Geſchäftsfreund geſchickt, welcher den Schlag lindern ſollte, den Mad. de Saulce empfing. Am ſelben Tage, wo Mad. de Saulce jenen Schrecken hatte, war ihr Gemahl von Negern ermordet worden. Dieſes Ereigniß, welches uns von mehr als zwanzig ſehr glaubwürdigen Hausfreunden meines Vaters erzählt

wurde, hat mich immer sehr beschäftigt und mir die ungläubige Zweifelsucht abgekühlt."

„Es ist nur zu gewiß," sagt Sully in seinen Memoiren, „daß der König ein Vorgefühl seines grausamen Geschickes hatte. Je näher der furchtbare Tag kam, desto mehr wuchs sein Schrecken und als er sich mir entdeckte, hielt ich selbst seine Bitterkeit und Niedergeschlagenheit für eine Schwäche des Königs. — „Mein Freund," sagte der König, „ich möchte gar nicht ausfahren, ich weiß, daß mir ein Unglück widerfahren wird. Er setzte sich mit diesen Worten und schlug, ganz versenkt in seine schwarzen Gedanken, mit seinen Fingern auf seinem Brillenfutteral herum."

Sully's Wort genügt uns, um alle Zweifel über jene Ahnung Heinrich IV. zu zerstreuen, aber wir haben hierüber auch andere Zeugen: L'Etoile und Bassompierre erzählen in ihren Memoiren dieselben Umstände. Herr von Semur fährt fort: „Gestehen wir uns aber, daß unter sehr vielen Ahnungen, welche nicht erfüllt worden sind, nur wenige sich bestätigt haben."

Wir müssen Herrn von Semur erwiedern, daß es nicht Tausende von Beispielen braucht, sondern nur wenige, wenn diese nämlich der Art sind, daß sie uns Glauben abgewinnen müssen; wir wissen, daß nicht alle Temperamente geeignet sind, die leisesten Impulse zu empfinden, oder besser gesagt, richtig zu empfinden.

Daß es in der eben bezeichneten Beziehung außerordentliche Thatsachen gibt, läugnet ja Niemand, aber wir können sie nicht erklären. Wir wissen, wie oft wir uns beim ersten Anblick einer Person angezogen fühlen oder abgestoßen, ohne uns eine Ursache nennen zu können; kurz, die ganze Menge der Erscheinungen von Sympathie und Antipathie wird zugegeben, aber nicht erklärt, wenn man nicht annimmt, daß ein electro-sympathisches Fluidum besteht, das sich aus der Nerventhätigkeit entwickelt und oft sehr weit und schnell wirksam zeigt.

Von der Electricität.

Diese Kraft, deren Quelle unbekannt ist, offenbart sich uns durch Wärme und Licht. Man stellt sich diese Naturkraft so vor: Alle Körper enthalten in sich eine gewisse luftartige Flüssigkeit, welche aus zwei solchen Flüssigkeiten gemischt erscheint, der positiven oder Glasflüssigkeit, und der negativen oder Harzflüssigkeit. Erst wenn

sich eine dieser zwei Bestandtheile von der andern trennt, zeigen sich die electrischen Erscheinungen.

Man erzeugt Electricität durch Reibung, Druck, Wärme oder Berührung.

Glas, Bernstein (im Griechischen electron), Harz und sehr viele Körper zeigen, wenn sie mit einem trockenen Flanell ꝛc. gerieben werden, bedeutende Electricität; sie ziehen leichte Körperchen an und stoßen dieselben sogleich wieder ab. Drückt man einen Körper durch gewisse andere oder erwärmt man sie, so offenbaren sie ähnliche Zustände. Zwei Metalle in Berührung mit einander, besonders wenn sich zwischen sie eine Feuchtigkeit (z. B. Salpetersäure und Schwefelsäure) ausbreiten kann, erzeugen sehr starke Electricität; man nennt solche Apparate die Voltaischen oder Galvanischen.

Die Electricität sammelt sich oft an einem Körper stark an, besonders wenn derselbe rund ist und keine spitzigen Dinge in der Nähe sich befinden. Von einem Körper wird die Electricität oft mehr oder weniger leicht und vollständig zu einem andern geleitet; so ist das Glas selbst ein schlechter Leiter, weil man durch eine gläserne Umgebung einen Körper vor dem Verluste seiner Electricität bewahren kann.

Die Schnelligkeit der Fortpflanzung der Electricität längs eines Metalldrahtes ist ungeheuer, in der Minute 3,600,000 Meilen. Man wendet diese Kraft zu Telegraphen, zur Sprengung von Felsen in den Tiefen des Meeres u. s. w., auch in der Medicin zur Heilung von vielen Nervenkrankheiten an.

Hier thut sich dem menschlichen Geiste ein unberechenbares Feld auf — und vor wenigen Jahren noch ward nur von Wenigen die Existenz dieser ungeheuren Kraft zugegeben. Von dieser Kraft können wir auf die vielen andern Kräfte schließen, welche nur noch dunkel unserem Auge erscheinen. Dann wird sich unsere Lehre vom Magnetismus erheben und die Lehre von der menschlichen Seele eine nie gekannte Entwickelung finden.

Wir können diesen Gegenstand nur andeuten, und schließen unser Werk mit dem Wunsche, daß wir die Aufmerksamkeit unserer Leser bei Sachen gefesselt haben möchten, deren Wichtigkeit bis jetzt nur geahnt, vielfach bestritten und nicht geläugnet werden konnte.

Inhalt.

	Seite
Vom Schlafe	1
Cataphora	3
Fallſucht	5
Träume	10
Alp	14
Somnambulismus	22
Magnetismus	26
Poeſie	40
Muſik	41
Der Wille	43
Verzückung	51
Hellſeherei	53
Sympathie	60
Electricität	62

Druck und Papier von A. Leykam's Erben in Graz.